Briefe,

im Jahr 1804

geschrieben, auf einer Reise

nach Paris.

Zweiter Theil.

Erster Brief.

Paris.

Da, wo jetzt der Pallast der Tuilerien steht, standen vormals die Pariser Ziegelhütten (Tuileries). Im Jahr 1564 fing die Königin Catharina von Medicis den Bau des Schlosses, nach den Zeichnungen von Delorme, an. Es bestand damals bloß aus dem viereckigen Pavillon in der Mitte, — aus den beiden daran stoßenden Flügeln, und aus den sie begrenzenden Pavillons. Heinrich der IV und Ludewig der XIII und XIV vergrößerten es. Im Jahr 1600 fing Heinrich den Bau der großen Galerie an, welche an der Seine hinaufgeht und die Tuilerien mit dem Louvre vereinigt. Sie ist 1362 Fuß

(ungefähr eine halbe Viertelstunde) lang. Einen Theil dieser Galerie sieht man auf dem Kupferstiche, welcher die große Parade des ersten Consuls darstellt. In der Fronte liegt das Schloß der Tuilerien, links schließt die große Galerie den Hof der Tuilerien, und geht am Carrusselplatz hinauf nach dem Louvre. In dieser Galerie steht jetzt die große Gemählde-Sammlung des Museums.

Vor dem Schlosse läuft eine sehr schöne metallene Grille mit in Feuer vergoldeten Piken. Diese trennt den Hof der Tuilerien vom Carusselplatze. In der Mitte der Grille und an den beiden Seiten sind Thore, deren metallene Thorpfeiler aus großen Fasces bestehen, auf denen vergoldete Hähne mit ausgebreiteten Flügeln stehen. An dem mittleren Thore stehen zwei steinerne Wachthäuser für die Vedetten.

Auf den beiden Thorpfeilern der beiden Nebenthore steht das berühmte Viergespann von Venedig; — vier Pferde von Bronze aus dem Alterthum, die zu den Zeiten des griechischen Kaiserthums in Constantinopel standen, und deren

Herkunft unbekannt ist. Der berühmte Alterthumsforscher Mellin urtheilt, daß sie aus den Zeiten des Septimius Severus, und im zweiten Jahrhundert nach Christi Geburt gegossen wären. Im Jahr 1256 brachten sie die stolzen Venetianer von Constantinopel nach Venedig. Nachdem sie hier 550 Jahre gestanden hatten, wurden sie von Bonaparte nach Paris geführt, wo sie am zweiten Thermidor im 6ten Jahr der Republik ankamen.

Im Angesichte dieser großen Trophäen seiner Siege hält jetzt der glückliche Held jeden ersten Sonntag im Monat die Musterung seiner stolzen Garden. Wie doch ein kräftiger Geist alles ordnen kann, — und wie er das Getrennte, Verworrene und Zerrissene zu einem gemeinschaftlichen Ziele führt!

Gestern sah ich ihn zuerst auf der großen Parade. Auf diese Parade war man in Paris sehr neugierig, weil es die erste war seit seiner Ernennung zum Kaiser. Sie wurde den vorigen Tag im Moniteur mit folgenden Worten angekündigt: Demain, dimanche il y aura grande parade pour Paris. L'empereur donnera audience dans

le Palais des Tuileries aux ambassadeurs et aux ministres, qui ont reçu leurs lettres de créance.

Um halb zwölf zogen zwei Bataillons Grenadiere von der Garde in den Hof der Tuilerien. Zu diesen kamen noch ein paar Regimenter der Garnison von Paris. Auf den Carusselplatz zogen: die Grenadiere zu Pferde, das dritte Regiment Cüraſſiere, und die grünen Husaren (Guides), deren Obrist der junge Eugen Beauharnois ist. Um zwölf Uhr verkündigte ein dumpfes Getöse des Volks, daß Bonaparte zu Pferde gestiegen sey. Er gallopirte zuerst durch die Linien der Infanterie, die im Hofe der Tuilerien stand. Dann öfnete sich das mittlere Thor in der Grille und er kam mit seinem Generalstabe auf den Carusselplatz. Vor ihm ritten zwei Adjutanten, hinter ihm mehrere Generale und Officiere seines Generalstabes, und zuletzt sein Mameluk. Er ritt auch hier im Gallop durch die Linien der Cavallerie, und man sah wenig von ihm. Ich stand am Pallaste von Cambaceres, wo eine Oeffnung in der Linie der Cüraſſiere war. Hier hielt er ungefähr

eine Minute, weil eine Dame ihm eine Bittschrift überreichte. Er sah in die Bittschrift, machte einige Bemerkungen und schien nicht ungnädig zu seyn. Er reichte die Bittschrift seinem Adjutanten, welcher hinter ihm ritt, und gallopirte weiter.

Es machte einen gewaltigen Eindruck auf mich, als ich den außerordentlichen Menschen zum erstenmal und so ganz in der Nähe sah. War es doch der Sieger bei Lodi, bei Arcole, bey Marengo, — es war Bonaparte der Italiker, der in allen seinen Treffen nie geschlagen wurde. Es war der Mann, der den heißen Sand der arabischen Wüsten mit seinem Heere durchzogen, — der Wissenschaft und Kunst wieder auf die alte Erde des Delta und der Pyramiden gepflanzt hatte, — dessen Nahme über der ganzen Erde berühmt ist, und von dessen Willen 30 Millionen Menschen abhängen.

Er war, so wie sonst, in der einfachen Officieruniform seiner Garden. L'empereur est toujours le même, sagte bewundernd ein Pariser, der neben mir stand.

Seine Farbe ist blaß, seine Gesichtshaut liegt

straff an, — seine Miene ist fest und bestimmt. Er hat die sichere Haltung des Generals en chef, — nicht die größere, herrlichere eines Königs. — Man sieht in ihm den Imperator, nicht den Cäsar; den Mann der Arbeit, der das, was er ist, durch sich selber ist, der durch rastlose Thätigkeit und durch das Benutzen glücklicher Umstände im 25sten Jahre Lieutenant unter der Artillerie, im 27sten Jahre General en Chef, im 32sten erster Consul von Frankreich, und im 36sten Kaiser wurde. — „Nicht den Glücklichen sieht man in ihm, wie der Dichter sagt, welchen die Götter schon liebten vor der Geburt, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt, dem vor des Kampfes Beginn schon die Schläfe bekränzt ist, welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset, und dem das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt hat.

Auch liegt in ihm nicht jene hohe republikanische Größe, die wir an einigen Helden des Alterthums bewundern, und an Washington, dem Gründer der amerikanischen Freystaaten. — Diese zogen es vor und fanden es größer, Bürger unter freien Bürgern zu seyn, als über diese als Unter-

thanen zu herrschen. — Vielleicht hätte Bonaparte in Corsika nie etwas anders seyn wollen, als angesehener Bürger unter freien Bürgern und Freunden. Aber in Frankreich, unter einem fremden Volke, welches einst die Freyheit seines Vaterlandes in Knechtschaft verwandelte, und das er darin schon als Kind hatte hassen gelernt, — unter einem Volke, dessen Wankelmuth er verachtete, das so wenig dauernden Republikaner-Sinn hatte, und immer mehr Worte als Thaten, — das sich so leicht vor seinem festen Willen beugte, und alles das that, was er haben wollte, — und wo selbst die Ersten des Volks, die sonst so kräftig für die Freiheit und die Gleichheit sprachen, und wiederholt ewigen Haß der Monarchie schworen, jetzt so geschmeidig hinter dem Stuhle des Kaisers standen, — unter einem solchen Volke war es schwer, Republikaner zu seyn, und doppelt schwer für den Ausländer, der für die Gebrechen eines fremden Volks immer ein schärferes und weniger tolerantes Auge hat, als der Eingebohrne. — Als Knabe hatte er schon geschworen, Corsika vom französischen Joche zu befreien, und in der Kriegsschule zu

Brienne lebte er eingezogen für sich, und machte sich wenig gemein mit den jungen Franzosen, die mit ihm erzogen wurden.

Ohne eine große enthusiastische Liebe zu dem Lande, wo wir gebohren wurden, wo unsere Wiege stand, wo unsere Jugend, unsere Kinderspiele, unsere Schuljahre und unsere Gefährten waren, — ohne diese innige Anhänglichkeit ist keine heroische Vaterlandsliebe möglich, und nur diese kann dem Menschen die Größe des Geistes geben, durch welche er freiwillig dem Gesetze gehorcht und sich durch dieses beschränken läßt, und wo es ihm wohlthut, wenn er durchs Gesetz sich beschränkt fühlt, weil ihm vaterländischer Boden und vaterländische Verfassung theurer ist, als sein eigenes Haus und seine eigene Größe. In einem fremden Lande kann keiner Republikaner seyn, — und so weit die Geschichte reicht, waren alle Begründer von Staaten in fremden Ländern immer Stifter neuer Dinastien; keiner stiftete einen Freistaat.

Die Stifter der alten Freistaaten gingen immer aus vaterländischem Boden, und aus ihrem eigenen Volke hervor. Nur diese hatten die Liebe

zum Vaterlande, die sie die Verachtung der Gefahr und der Arbeit lehrte, und die hohe Meinung von dem Urtheile ihrer Mitbürger und von ihrer Liebe, die sie stark genug machte, dem Eigennutze und der Herrschsucht nicht zu unterliegen. Alexander war König, aber noch weit mehr Grieche; und daß man auf dem Markte von Athen gut von ihm spreche, das kümmerte ihn mehr, als wenn Europa und Asia ihn bewundere. So gilt es vielleicht Bonaparte, dem Menschen, mehr, was man in Ajaccio von ihm spricht, als was Paris und St. Cloud sagt.

So bald die Commissionen der Fünf und zwanziger nach dem 18 Brumaire einen Ausländer an die Spitze der Regierung stellten, war die Gleichheit der Bürger in Gefahr, und vielleicht eben so sehr, als wenn ein Bourbon wäre erster Consul geworden. — Dieser hätte wenigstens mit den Franzosen ihre Schwäche gemein gehabt, und eine Liebe zu ihnen, und eine Meinung de cet aimable peuple, die kein Ausländer hat. Daß dieses beste der Völker auch zugleich das erste der Völker sey, dieses einzusehn

wird diesem wenigstens oft etwas schwer gemacht.

Aber nach dem 18 Brumaire mußte ein Mann an die Spitze der Geschäfte, der, vom Ruhme umkränzt, die Bewunderung von ganz Europa besaß, — der den Ruf eines Feldherrn hatte, der nie anders als Sieger vom Schlachtfelde kehrte, dessen Talente ihn leicht Mittel finden ließen, dem gesunkenen Staate wieder aufzuhelfen, und dessen grenzenlose Thätigkeit es ihm möglich machte, alles selber zu sehen und selbst anzuordnen, und dessen unbiegsamer Wille, der immer morgen so war als heute und gestern, einen Mittelpunkt gab, wo sich die zerstreuten Kräfte anlehnen konnten.— Bonaparte war dieser Mann, und war es mehr als jeder Franzose, weil er als Ausländer mit diesen nicht die Veränderlichkeit und Redseligkeit gemein hat. — Handeln und herrschen, das bedurfte das zerrüttete Frankreich, das bedurften die geschlagenen Armeen, die zerstörten Finanzen, — die Muthlosigkeit und Ungewißheit der Bürger, — und hiezu war Bonaparte von der Natur gemacht, — und daher die große Virtuosität, die er im Herrschen hat, und die seine Feinde und seine Freun-

de zugleich in gleichem Grade bewundern und fürchten.

Er bot England und Oesterreich den Frieden an, und man schlug ihn aus. Er versammelte eine neue Armee, ging über die Alpen, schlug die Oesterreicher bei Marengo, und eroberte 12 Festungen in einem Tage. Er schloß den Frieden mit dem Kaiser, mit Rußland, mit Deutschland und England, er ordnete die Finanzen, bezahlte die Rückstände, schuf eine ganz neue Administration, von den Bureaus der Minister an bis zu den Unterpräfekturen in den Departements, und brachte das gesunkene Frankreich in vier Jahren zu einer solchen Höhe und zu einem Ansehen in Europa, das es nie, selbst nicht in der glänzendsten Epoche von Ludwig XIV. hatte.

Das verständige Lenken der Kräfte zu einem Ziel ist immer erfreulich für das Gemüth; und das zwecklose Widereinanderrennen und Aufreiben der Kräfte in den kleinlichen Zwecken des Tages thut immer wehe, wenn auch die, welche an der Spitze der Regierung stehen, unsere Grundsätze haben, und nur mehr schwache Menschen

sind, als böse. Und wie zerrissen und zerstört war nicht alles zu den Zeiten des Directoriums, bis der Held kam, der das anarchische Zerstören und das kleinliche Zersplittern der Zwecke mit seiner Uebersicht über die Bedürfnisse des Staates und mit der eisernen Festigkeit seines Willens hemmte, und alles zu einem Ziele führte. Hier sah man den Unterschied zwischen den gebohrnen Regenten der Völker und denen, welche es nur aus Gottes Gnade sind. — Hätte eine solche Regentenseele in den Ludewigen gewohnt, es wäre nie eine Revolution in Frankreich entstanden.

Sein Geist fühlt sich nur ergriffen, wenn er das Große, wenn er das Schwierige thut. Die National-Versammlung und der Convent wollten auch das Große und dekretirten es, — und beschäftigten sich zwei oder drei Wochen mit der Ausführung. Aber Bonapartens kräftige Seele fühlt sich nur in der Arbeit der Anordnung, und in der fortgesetzten Thätigkeit der Ausführung, wenn diese auch Jahre kostet. Nur ein Beyspiel aus vielen. Die Grundsteuern waren in Frankreich, so wie überall, sehr ungleich vertheilt. Schon der

große Colbert wollte allgemeine Steuercataster machen, aber es wurde nicht ausgeführt, weil er vier Jahre nachher starb. Mehrere Finanzminister beschäftigten sich nach ihm sehr ernstlich damit, aber keiner konnte es ausführen. Als im Jahr 1791 der Unwille über die ungleiche und schwankende Vertheilung der Grundsteuer so allgemein wurde, dekretirte die National-Versammlung die Verfertigung der neuen Cataster. Indeß war die Revolution selber zu unruhig und schwankend, als daß ein so großes Unternehmen hätte zu Stande kommen können. Endlich beschloß man, einzelne Communen in den verschiedenen Departements messen zu laßen, und hiernach die übrigen zu schätzen, um so wenigstens beiläufig genaue Cataster zu erhalten. Bonaparte aber, dem dieses auch noch zu schwankend und willkührlich schien, befahl, daß man alle Communen in der Republik vermessen und ihre Bodengüte abschätzen sollte, um endlich allgemein geltende Cataster zu erhalten. Man machte im Staatsrathe Vorstellungen über die großen Kosten dieser Arbeit, über die lange Reihe von Jahren, die sie noth-

wendig dauern würde, und über die Ungewißheit, ob ein solches Unternehmen doch noch am Ende für ein großes Reich auszuführen möglich sey. Aber er ließ sich weder durch die Größe des Unternehmens, noch durch die Schwierigkeiten des Geld- und Zeitaufwandes abschrecken, er befahl die Einrichtung eigner Büreaus im Ministerio der Finanzen, die sich bloß mit der Aufnahme und Abschätzung aller Communen, und der Verfertigung ihrer Flurcharten beschäftigen sollten, um so das große Erd- und Erbebuch von Frankreich zu vollenden, welches aus 40 Foliobänden besteht. Diese Vermessung und Abschätzung dauert gewiß noch 10 Jahre, ehe sie vollendet ist, obschon bereits über 3000 Communen vermessen sind. Und wenn die Plankammer und das Erd- und Erbebuch eines Landes von 50 Quadrat-Meilen gewöhnlich schon über 100,000 Rthlr. kostet, was wird denn ein Land wie Frankreich, das jetzt 11,200 Quadrat-Meilen hat, nicht aufzunehmen und abzuschätzen kosten?

Solche Unternehmungen, welche ins Große und Schwierige gehen, sind gerade für eine solche

Regentenseele, wie die des neuen Kaisers. Stehen solche Menschen an der Spitze der Regierung, so wirken sie immer wohlthätig für ihr Land. Ihr Gemüth hat den gewöhnlichen Kreislauf der Genüsse bald durchlaufen, und findet in ihm nur wenig Unterhaltung. Feine Speisen genießen, kostbare Weine trinken, bei schönen Weibern schlafen, prächtige Schauspiele anstellen, — einige Regimenter zu mustern und glänzende Jagden zu halten, — ein paar Kriege zu führen und sich von den Höflingen bewundern zu laßen, dieses reicht hin, um Fürsten, wie die Ludwige waren, ihr ganzes Leben zu beschäftigen. Aber ein gebohrner Regent findet nur Genuß im Regieren und in großen Arbeiten, und er sorgt für das Allgemeine und für die Menge, nicht so sehr aus Liebe, als aus Bedürfniß, weil nur in Unternehmungen, welche die ganze bürgerliche Gesellschaft umfassen, das Große liegt und nur dieses ihn ergreift.

Daß Bonaparte das lebenslängliche Consulat wünschte, das begreift man leicht, weil er Zeit gebrauchte, um alles das auszuführen, was er für Frankreich und seine Plane thun wollte. Als

Herrscher war dieses völlig consequent. Als Republikaner hätte er es nicht gedurft, weil dieses einem Bürger ein zu großes Uebergewicht gegen den andern gibt, und dieses der allgemeinen Freiheit nachtheilig ist.

Warum er aber die erbliche Kaiserwürde annahm, da sie weder seine Macht, noch sein Ansehn vermehrte? — dieses ist schwer zu erklären. Vielleicht gefiel ihm die Idee, an der Spitze einer neuen Dinastie zu stehen, wie Carl der Große, — vielleicht sollte es ein Geschenk für eine Person in seiner Familie seyn, die er sehr liebt. Er hängt nur an wenig Menschen, und es ist wohl natürlich, daß seine innige Liebe zu jemanden sich um so ausserordentlicher kund thut, je seltener sie ist. Dann hatten vielleicht die Schwierigkeiten, die dieses Einführen einer neuen Dinastie hatte, eigene Reize für ihn. Er fühlte hiebei einmal wieder recht kräftig, wie viel höher er mit seiner festen Beharrlichkeit stand, als die ganze leichtsinnige und immer veränderliche Nation. Bei dem gänzlichen Mangel an Republikanismus, der in Frankreich ungleich größer ist, als man es je in

Deutschland geglaubt hat, bei der Gleichgültigkeit gegen die Staatsverfassung, bei der Sehnsucht nach dem Alten, die so allgemein ist, als die Abneigung gegen alles Revolutionäre, auch wenn es gut und heilsam ist, war die Wiedereinführung der Bourbons, wenn ein paar glückliche Umstände zusammentrafen, sehr wahrscheinlich. Denn eine Monarchie kann zwar ohne einen Monarchen, wenigstens eine Zeitlang, bestehen, — eine Republik aber nie ohne Republikaner.

Wurde Ludwig XVIII. wieder König von Frankreich, so wurden mit dem alten Königthum auch wieder alle alte Misbräuche eingeführt. Die Nation ist jetzt sehr traitabel, und läßt sich alles gefallen. Wie zahm waren nicht selbst die Engländer nach ihrer zwölfjährigen Revolution unter Cromwell geworden, und wie willig nahmen sie nicht Carl II. ohne alle einschränkende Bedingungen auf!

Nach einigen Jahren wären in Frankreich die alten Einrichtungen mit dem Adel, mit den Mönchen und Nonnen, und mit den ungleichen Abgaben der begünstigten Stände wieder eingeführt worden, und all' das Gute, was die Revolution mit

so blutigen Opfern und Anstrengungen ein ganzes Jahrzehend hindurch errungen hat, wäre wieder verlohren gegangen. Der adeliche Aristokratismus, der in Frankreich noch sehr stark ist, hätte, wenn ein König aus der alten Dinastie gekommen wäre, wieder einen Mittelpunkt gehabt, um den er sich versammeln konnte, und er wäre dem zertheilten, müden, und zum Theil muthlosen Volke zu stark gewesen. Aber dieser Aristokratismus söhnt sich nie mit der neuen Dinastie und dem neuen Hofe aus. Die Altadelichen in Paris vermeiden es bei Hofe zu erscheinen, wenn sie es nur können, und suchen ihre Cotterien rein zu halten von allen Großen, die nicht Ducs, Conts und Marquis aus alten Häusern sind. Ein reicher deutscher Graf, der vor ein paar Jahren in Paris war, konnte nicht in die Zirkel der sogenannten reinen Gesellschaft kommen, weil sein Vater, der Commissär und nachher Finanzminister war, erst war geadelt worden. Seine Frau wurde zugelaßen, denn die war aus altem Hause.

Die Wiedereinführung der alten Misbräuche ist unter der neuen Dinastie nie zu fürchten, so

oft es auch den Anschein hat, weil diese wesentlich mit der Revolution zusammen hängt, und auf sie gegründet ist. Nach einigen Jahren, wenn die Meinungen etwas kühler sind, wird man vielleicht mehr einsehen als jetzt, daß die Einrichtung der neuen Dinastie, wodurch das unmittelbare Interesse einer mächtigen Familie an die Revolution geknüpft wurde, doch vielleicht in dem gegenwärtigen Augenblick eine Wohlthat für Frankreich war. Die Stimmung, welche hier in Hinsicht der öffentlichen Angelegenheiten herrscht, hat Blanvillain sehr gut ausgedrückt: Voilà le peuple qui, après avoir parcourru dans le court espace de treize années toutes les périodes de la puissance romaine, ne veut aujourd'hui ni rien voir, ni rien entendre de ce qui a rapport à son état actuel et passée. Tout va bien, chaqu'un se livre paisiblement à ses occupations, on se pare, on se meuble, on déjeune au cafée Hardy, on dine agréablement et l'on court au françois applaudir la belle Weimer.

In Deutschland hat es uns wehe gethan, daß eine Republik in ein Kaiserthum verwandelt wurde; in Frankreich, wo man wußte, daß die Republik schon längstens aufgehöret hatte, ehe ein Kaiserthum da war, konnte man sich leichter fassen, und man verwunderte sich eigentlich nur über die Verwunderung der Nachbarn.

„Da ist Athen, wo die Athenienser sind," sagte einst ein großer Grieche, als er alle seine Landsleute beredet hatte, sich im Hafen von Athen einzuschiffen und die leere Stadt den überlegenen Feinden zu überlaßen. — Da ist eine Republik, wo republikanisch gesinnte Bürger leben; — die bloße Form macht keinen Freistaat, und ist auch selten von langer Dauer, wenn der republikanische Geist entwichen ist.

Jezt, wo ein kräftiger Geist ein bestimmtes Ziel Jahre lang verfolgt, und es nie aus den Augen verliert, ist es vielleicht interessanter in Paris zu seyn, als vor 8 oder 10 oder 12 Jahren; da, als jede Woche auch andere Plane waren, wo man prächtige Worte machte und hochtönende Dekrete erließ, ohne sie fest zu halten und auszuführen.

Jezt wird freilich hier mitunter auch noch Staatskomödie gespielt; da es aber Gegenstände aus der Monarchie sind, so thut es nicht so wehe, als damals, wo man das Edelste der Freystaaten entweihte.

Die Regierung von Bonaparte wird immer Epoche in der Geschichte der Cultur und der Macht Frankreichs machen, — sein Ende sey auch welches es sey. — Er sagte einmal, als ihm die Stadt Paris eine Statue errichten wollte: „Ueberlasset dieses der Nachwelt, die es wird beurtheilen können, ob ich ihrer würdig bin.“ Man hat dieses für eine glänzende Redensart gehalten. Ich will nicht untersuchen, was es war. Aber wenn die Nachwelt denen Männern Bildsäulen setzt, welche sich durch große Einrichtungen und Anordnungen um Frankreich verdient gemacht haben, so bekommt Bonaparte gewiß eine, gesetzt auch, daß die Revolution wieder einen andern Gang annehme, und noch wo ganz anders endige als man jetzt glaubt. Bonaparte ist, weil er sein ganzes Leben regiert, schon auf eine gewisse Weise genöthigt, Ordnung in den Geschäften und in den Finanzen zu halten,

weil jede Unordnung und jede Schuld, die jezt gemacht wird, ihn in den folgenden Jahren an der Ausführung seiner Plane hindern würde.

Der Hof kostet freilich jährlich 25 Millionen, und ausserdem sind fast alle Glieder seiner Familie seit einigen Jahren Millionäre geworden. — Aber doch kostet diese Regierung dem Staate bei weitem so viel nicht, als die unter dem Direktorium, wo die Ausgaben der Civilliste zwar nicht so groß waren, aber mehr als das Doppelte aus Mangel an Aufsicht verlohren ging und verschleudert wurde. Die Zinsen von dem Credit, den Bonaparte der Regierung, den Staatskassen und den öffentlichen Papieren durch die Ordnung in seiner Verwaltung verschafft hat, betragen vielleicht mehr, als die ganze Ausgabe des Hofes.

Man klagt über Fehler der Verwaltung, über Bestechlichkeit in den Büreaus, über Mangel an Gerechtigkeitspflege in den Gerichtshöfen. Ich bin noch in keinem Lande gewesen, wo man sich nicht über die Regierung beschwert hat, und die, welche diese oft sehr weise tadelten, hätten wohl um nichts besser regiert, wenn sie an der Spitze der

Geschäffte gestanden hätten. Eine so zusammengesetzte Maschine, wie die einer Regierung ist, muß Fehler machen, so wie selbst die einfachste astronomische Uhr welche macht. Es kommt bei beiden nur darauf an, daß die Summe der Fehler eine gewisse Grenze nicht übersteige, die durch die Art ihres Baues bestimmt wird. Ob dieses die Uhr nicht thue, das kann der Astronom nicht bestimmen, wenn er ihren Gang nur 24 Stunden beobachtet hat. Er muß ihn vielmehr mehrere Monate lang mit dem Himmel vergleichen, und nachdem er die Register ihres Ganges von 5 oder 6 Monaten übersieht, kann er sagen, ob die Uhr so genau geht, als sie der Natur ihres Baues nach gehen kann. Es gibt Uhren, denen man täglich nur $\frac{2}{10}$ Sekunde Fehler nachsieht, — andere gibt es denen man $\frac{1}{2}$ oder $\frac{3}{4}$ oder eine ganze Sekunde und drüber nachsehen muß, — und doch sagt man, die Uhr ist gut. — Wie wenige von denen, welche über den Gang einer Staatsmaschine urtheilen, mögen sich wohl die Mühe nehmen, den Gang von mehreren Monaten zu übersehen, um sicher bestimmen zu können, wie sie gehe? —

Wie wenige haben Gelegenheit, wo nicht das Ganze, doch einen großen Theil des Ganzen zu übersehen? Ich habe immer gefunden, daß die Menschen, wenn sie sich über die Regierung beschweren, gewöhnlich nicht viel scharfsinniger sind, als wenn sie sich über das Wetter beschweren.

Daß Fehler in der jetzigen Verwaltung sind, das glaube ich gern; aber würden weniger da seyn, wenn ein anderer an der Spitze stände? Ich zweifle; denn daß er mehr das Ganze in allen seinen Theilen übersehen würde als Bonaparte, daß er rastloser arbeiten würde, daß er sich weniger dem Vergnügen ergeben würde, — das ist nicht wahrscheinlich. Und was sollte Bonaparten bewegen, daß er den Gerichtshöfen ungerechte Urtheile nachsähe, den Büreaus Bestechungen, und denen, welche an der öffentlichen Verwaltung sind, Nachlässigkeiten? — Die Fehlergrenze soll bei dieser neuen Maschiene noch wohl nicht sehr enge seyn, besonders da mitunter sehr schlechte Räder müssen gebraucht werden; und daß die nicht besser waren, das lag wohl mehr an der Verdorbenheit der Nation, und an dem alles durchdringenden

Eigennutze der Individuen, als am Chef der Regierung. Auch fordert man selbst von einer neuen Uhr nicht den genauen Gang, den sie erst später erhält, wenn sie vollends abgeglichen ist. Endlich kommt ein großer Theil der Klagen über die neue Regierung von den vielen Privatinteressen her, welche eine jede neue Regierung, der Natur der Sache nach, durchkreuzen muß, wenn sie allgemein wohlthätige Einrichtungen trifft.

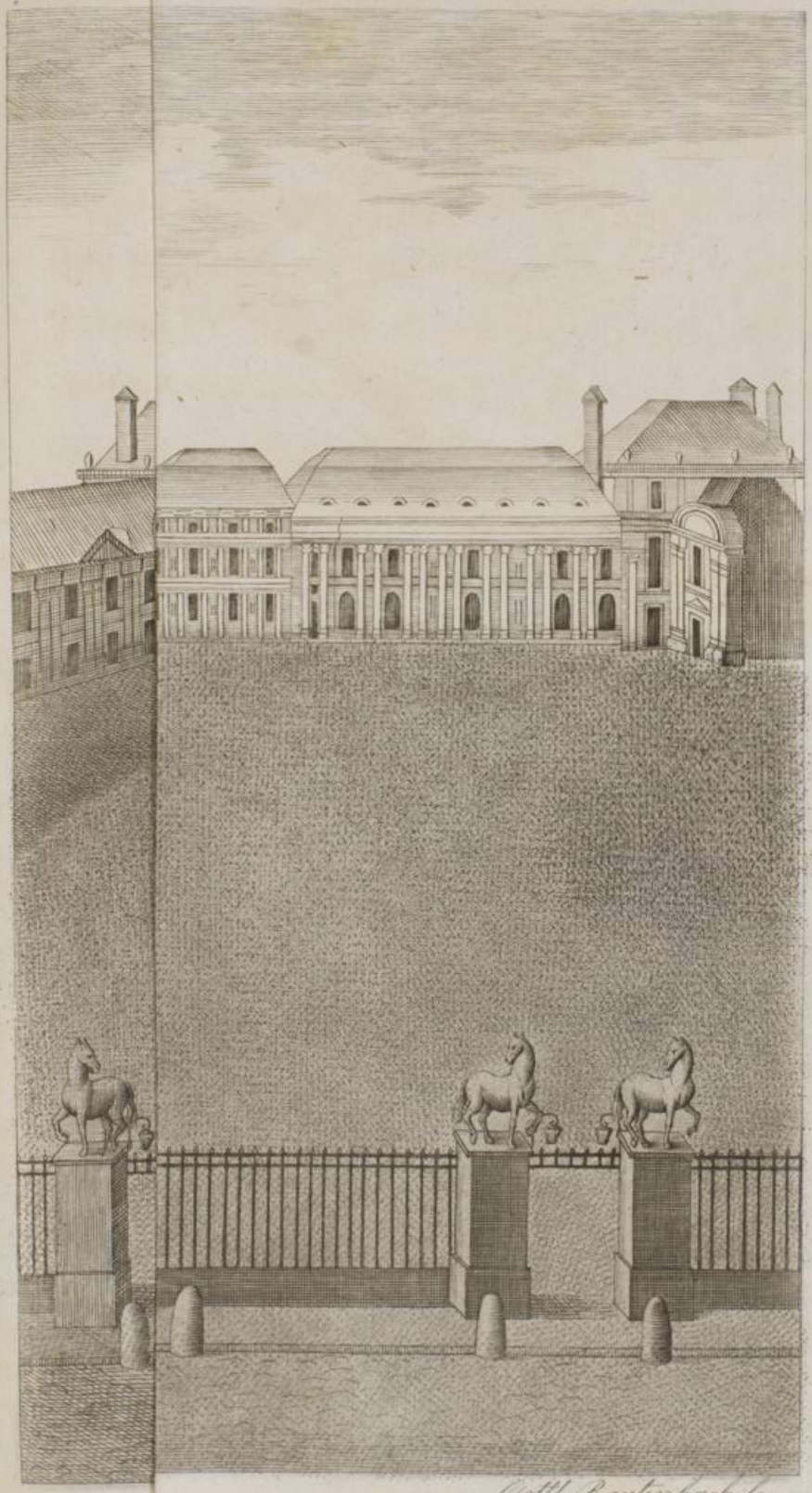
Zweiter Brief.

Paris.

Ich wollte Ihnen in meinem vorigen Briefe die große Parade beschreiben und habe kaum den Anfang mit dem Anfange gemacht. — Es ist wohl ein Theil der Erbsünde, daß man gleich so unleidlich weitläuftig wird, wenn man in die Politik geräth.

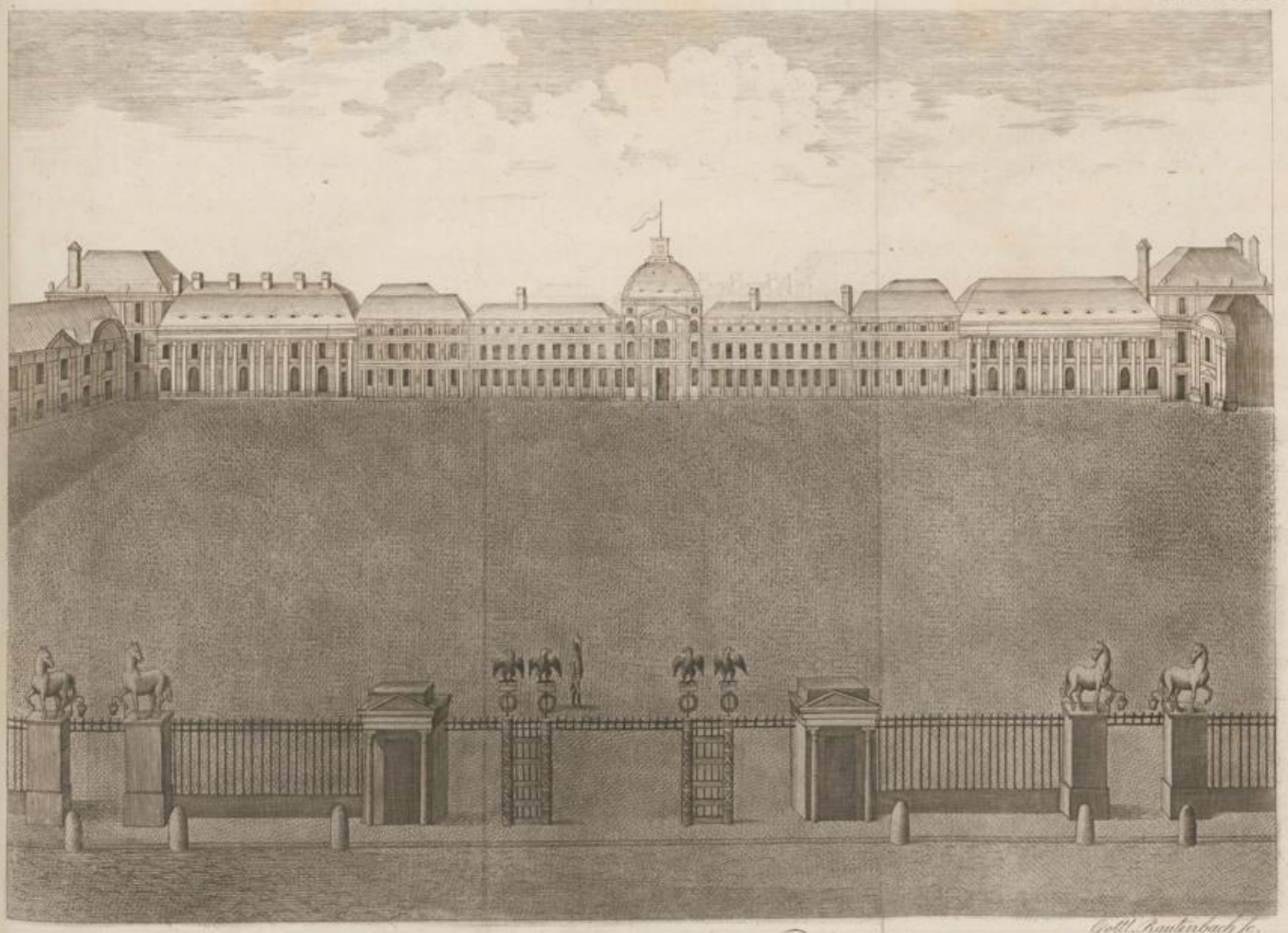
Das Rufen: Vive l'Empereur, war nicht sehr allgemein; — man scheint es dann doch in Paris zu fühlen, daß die Nation eben nicht im Auslande gewonnen hat, indem sie jezt so eifrig für die erbliche Kaiserwürde stimmt, da sie sonst eben so ernstlich Haß der Monarchie und Anhänglichkeit an die Republik und Gleichheit schwur.

zu Seite 28



Gottl. Rautenbach sc.

zu Seite 28



Gottl. Rautenbach fc.

Das Schloss der Tuilerien.

Die Franzosen bildeten sich sonst wohl etwas darauf ein, daß sie nicht allein die große Nation wären sondern auch die aufgeklärteste und gebildetste, und die einzige in Europa, die eine reine republikanische Verfassung habe, die einzige, welche unter niemand stehe und sich selber regiere. Bei der Ausrufung zum Kaiser auf den öffentlichen Plätzen von Paris soll das Volk auch sehr stille gewesen seyn. Einzelne Stimmen riefen, so wie heute: vive l'Empereur; aber man glaubte, daß diese zur Polizei gehörten. Ein Spaßvogel soll bei der Gelegenheit gesagt haben: Mon Dieu! l'Empereur crit même: vive l'Empereur! Ob ihm etwas wegen dieses Einfalls geschehen ist, das weiß ich nicht, aber ich glaube es kaum, denn die Polizei weiß zu gut, daß der Pariser alles duldet, nur nicht das Unterdrücken seiner witzigen Einfälle. — Auch weiß sie, daß, bei seiner großen Veränderlichkeit, dieser Unwille nicht länger als 5 oder 6 Tage anhält, dann hört die Sache auf neu zu seyn, — und eine neue Oper oder eine neue Tänzerin beschäftigen ihn dann schon wieder mehr, als die ganze

Staatsverfassung. Im ganzen genommen ist ihnen jede gleich lieb, wenn sie nur Ruhe haben, und ihren Vergnügungen sicher nachgehen können.--- Doch erinnern sie sich der herrlichen Zeiten unter den Königen, des damaligen Hofes, der Feste und des feinen Geschmacks immer noch mit einem süßen Gefühle und einem sehnsüchtigen Ach!

Als der Kaiser durch die Reihen der Cürassiere und der Guiden geritten war, ritt er wieder in den Hof, und hielt mit seinem Generalstabe unter dem Balkon des Schlosses. Die Infanterie machte einige Uebungen, und zog dann Compagnieenweise vor dem Kaiser her zu dem Thore hinaus, das nach der Seine und der Brücke der Tuilerien führt. So wie der Hof der Tuilerien leer wurde, zog die Cavallerie vom Carousselplatze herein, ritt vor dem Kaiser her, und zu den verschiedenen Thoren wieder hinaus. Auf dem Platze hielt noch die Fahnenwache der verschiedenen Garde = Regimenter, welche ihre Fahnen und Standarten in das Schloß zurück bringen mußte. Der Kaiser wohnt unter lauter Soldaten, und

das lange Gebäude der Tuilerien gleicht oft einer Caserne, wenn der ganze Balkon nach dem Hofe, oder die Platforme nach dem Garten hin, voll Grenadiere sizt. Diese haben in der Mitte des Gebäudes ihre Hauptwache.

Der Kaiser stieg jezt vom Pferde, und ging in seine Zimmer. Gegen zwei Uhr füllte sich der Hof der Tuilerien mit den Wagen der Senatoren, Tribunen, Gesetzgeber und Staatsräthe, die zur Audienz kamen. Gegen vier Uhr kamen die fremden Ambassadeure und Minister, welche schon ihre neue Beglaubigungsschreiben erhalten hatten. Die Ambassadeure wurden in sechsspännigen Wagen des Gouvernements abgehohlt, wobei einer der vier Pallastpräfekte sie begleitete.

Die Livree vom Kaiser ist dunkelgrün mit goldenen Tressen. Diese gehen mitten über den Rücken, über die Seitennäthe, über die Aermelnäthe, und überall wo nur eine Nath ist, — und an vielen Stellen wo keine ist. Die Bediente werden dadurch so streifigt wie Zebras. Die Kutscher waren frisirt und hatten Haarbeutel. Die meisten waren Leute bei Jahren, die also das

alte Regierungscostüm noch kannten. Bonapartens jetziger Leibkutscher soll derselbe seyn, den Marie Antoinette mit aus Oesterreich brachte, der nachher bei Ludwig dem XVI. diente, und der endlich die Königin nach der Guillotine fahren muste.

Unter denen, welche da vorfuhren, zeichnete sich besonders der preußische Gesandte Luchesini durch seine Livree aus. Er hatte hinten auf seinem Wagen drei Bediente stehen, die fast ganz in weissen und rothen Tressen eingenäht waren. Diese waren etwas breiter als eine Hand, und man sah ungleich mehr Tressen als Tuch. Ausser den gewöhnlichen Tressen über die Näthe, hatten sie auch noch welche, wie die Tamboure, über den Oberärmeln. Obschon man hier schon so ziemlich wieder an Livreen und an die Unterscheidungszeichen der Stände gewöhnt ist, so schien man diese bunte Bediente doch selbst in den Tuilerien auffallend zu finden, und man stellte sich um sie und betrachtete sie in der Nähe. Ich erinnere mich nicht, je dummere Bedientengesichter gesehen zu haben, als diese von Luchesini. Ob sie so einfältig aussahen, weil sie in einer Harlekinskleidung steckten, ohne

daß sie die harlekinsche Lustigkeit hatten, — oder ob das Kleid vielleicht, per qualitates occultas, so sehr auf den Geist wirkt, und das wenige, was noch da ist, in unorganischen Talg umwandelt?

Die Livreen bleiben immer eine Art von Simbolen der Sclaverei. So ein armer Teufel von Bedienten hat nichts, nicht einmal das Kleid, was er an hat, darf er sein nennen, denn es gehört seinem Herrn; und wenn er heute weggeschikt wird, so trägt dasselbe Exemplar morgen ein anderer. Wie sollte es sich nun ein solcher je einfallen lassen, daß die Menschen gleich sind, und er vielleicht eben so viel werth sey, als sein Herr? Betrachtet er nur seine bunte Hülse, die ihn nicht allein von seinem Herrn scheidet, sondern auch von andern Menschen, so müssen ihm wohl alle Gedanken von Selbstgefühl und eigenem Werthe vergehen. Aber vielleicht ist es gerade das, was man durch die Livre erhalten will. Ein Bedienter braucht nicht gerade ein Mensch zu seyn.

Warum Lucchesini drei Bedienten auf dem Wagen stehen hatte? — Ich weiß es nicht. Gebrauchen konnte er unmöglich alle drei, da ihn

an der Thür schon die Bedienten des Kaisers in Empfang nahmen. Großthuerei konnte es auch nicht seyn, denn drei Livreen sind hier etwas so sehr wohlfeiles, daß man sie haben kann, ohne reich und ohne Gesandter zu seyn. — Seine Bedienten spazieren fahren, das wollte er doch auch wohl nicht, wenigstens hätten sie nicht viel Freude davon gehabt, denn die armen Schelme genirten einer den andern sehr. — Die Meinung ist mir immer noch die wahrscheinlichste, daß er die Patentachse an seinem englischen Wagen probiren wollte, und deswegen drei Bedienten sich hinten aufstellen ließ.

Den 14ten Jul. Abends.

Heute war der Tag, an dem vor 15 Jahren das Volk die Bastille stürmte, und seine Rechte, und seine Freiheit, und seine Stärke zuerst erkannte. — Ich war heute auf dem Platze, wo diese gefürchtete Burg stand. Er liegt auf dem Walle, in der Nähe des Arsenals, an dem Ausgange, welcher aus der Stadt nach der Fauxbourg St. Antoine führt. (Plan von Paris N. 31.) Alles ist niedergerissen, und

man erkennt noch kaum an einigem alten Gemäuer, das an der Seite des Grabens aus der Erde hervorragt, wo diese vormalige Veste stand, in deren tiefen Gewölbern so viele Seufzer, so viele Thränen und so viele hinbrütende Verzweifelung, ein Jahrhundert hindurch, lebendig begraben lagen. — Kein Monument steht hier, welches dem Wanderer sagen kann, wo dieser gefürchtete Kerker stand, und wie er fiel. Man erfrägt ihn nur mit Mühe von den Hökerweibern, welche vor den Hallen sitzen, die den Platz von der Straße her einschließen. — Auf dem öden Platze stehen jezt nur Holzmagazine.

Die Bastille bestand aus acht großen Thürmen, welche 10 Fuß dicke Mauern aus Quadern hatten, und unter sich mit Mauerwerk zusammenhingen. Ein Graben von 36 Fuß Tiefe und 60 Fuß Breite ging drum herum. Oben auf der Platforme der Thürme standen 30 Kanonen. Jeder Thurm hatte eine eigene Treppe, und enthielt fünf Etagen, welche eben so viele Gefängnisse waren. Die unterirdischen Gefängnisse lagen 19 Fuß unter dem Pavet des Hofes; sie hatten

keine andere Oeffnung, als eine enge Schießscharte, welche nach dem Graben führte. —

Sie fiel den 14ten Jul. 1789. Ich habe heute noch einmal die Geschichte ihres Falls gelesen. Die spätern Begebenheiten der Revolution haben das Andenken an die frühern so geschwächt, daß man sich ihrer kaum noch erinnert. — Sie scheinen dem Gemüthe so weit zurückzuliegen, als wenn sie beinah vor einem halben Jahrhundert geschehen wären. Diese Täuschung in Hinsicht der Zeit hat Aehnlichkeit mit der des Raums, wo wir Sonne und Mond, wenn sie am Horizonte kommen oder verschwinden, für entfernter und größer halten, als sie wirklich sind. Die Zeit und den Raum messen wir nach der Anzahl der Erscheinungen, die wir in ihnen durchlaufen, und da ist es wohl sehr natürlich, daß der Anfang der lezten 15 Jahre uns sehr entfernt zu liegen scheint.

Das Lesen der Geschichte des ersten Jahrs der Revolution macht einen etwas toleranter gegen die strengen Maßregeln der jetzigen Regierung, um Volksaufläufe und Volksunruhen gleich im Keime zu ersticken. Eine Masse von Menschen oh-

ne Grundsätze und ohne Vermögen, die kein Interesse an bürgerliche Ordnung und gesetzliche Freiheit bindet, — die veränderlich und wankelmüthig ist, und jedem gehört, der ihr ein Glas Wein, oder eine Mahlzeit, oder ein Stück Geld gibt, — eine solche blinde Kraft ist fürchterlich wie das verstandlose Element, wenn der Mensch sie nicht mit einer andern Kraft beherrschen und zügeln kann. — Leichtgläubig, veränderlich, bald fürchtend, bald trotzend, unfähig der Ausharrung und der Erkennung des Rechten, kann selbst der Volksfreund nichts für sie thun, und in ihrer Blindheit hält sie den für ihren Feind, welcher es am besten mit ihr und der Verbesserung ihres Zustandes meint.

Daß das Volk jezt alles das vergessen hat, was es im Jahr 1789 wollte, das wundert einen wenig, denn damals wollte es gewöhnlich schon alle 24 Stunden etwas anders. — Das heutige Fest ist auf morgen verlegt, weil es morgen Sonntag ist. Bei der Gleichgültigkeit des Volks gegen das, was es vor 15 Jahren entzückte, wäre heute vielleicht das Fest sehr leer

gewesen. Ein Feuerwerk und eine Illumination der Tuilerien ist alles, was seyn wird, und das haben die Pariser schon so oft gesehen, daß es ihnen eben nicht mehr neu ist. — Indeß ist morgen zugleich die Einsetzung der Ehrenlegion, im Dom der Invaliden, wohin sich ihre Majestäten, mit einem glänzenden Gefolge, begeben werden,— u. das ist etwas, was die Pariser kürzlich nicht sahen.

Heute waren fünf Schauspiele dem Volke offen. Schon um Mittag waren die Thüren beim Théatre françois und bei der Oper mit Menschen besezt, welche die Geduld hatten, hier fünf und eine halbe Stunde zu stehen, ehe sie geöffnet wurden. So wie es halb sechs schlug, strömte alles hinein, und Parterre und Galerie und Logen füllten sich mit der Menge. Ich kam grade vorbei und ließ mich als mit hineindrängen, verlief mich aber gleich, weil man weder den Vorplatz des Theaters, noch die Treppe, erleuchtet hatte. Alle drängten, lärmten, stießen und schoben, so gut es gehen wollte im Finstern. Man schrie, man lachte, man fluchte, man zankte, und war übrigens recht in seinem Elemente.

Brod und Schauspiele, wenn diese das Volk hat, dann ist es zufrieden; — so war es sonst in Rom, so ist es jezt in Paris. Das arme Volk sorgt schlecht für sich selber; wenn die Gebildeteren und Besseren nicht für es sorgen und arbeiten, dann wird es nie aus seiner dumpfen erniedrigenden Armuth kommen.

Im ersten Akt kam Bonaparte in seine Loge. Vive l'Empereur! rief die Menge von allen Seiten, und die Schauspieler mußten aufhören zu spielen. Er verneigte sich, wie es mir schien, sehr zufrieden aus der Loge, und das Rufen: Vive l'Empereur, fing von neuem an. Dieses war nicht das Rufen der Polizei, sondern das einhellige volle Rufen des Volks, das dankbar für das schöne Stück und die freie Entrée war, die ihm sein Kaiser heute gab. — So etwas rührt die Pariser so sehr, daß ich überzeugt bin, daß sie eben so riefen, wenn ein reicher englischer Lord ihnen eine Freikomödie gäbe, und dieser im ersten Akt in seine Loge träte. Trotz ihrer Antipathie gegen England würden sie es thun, wenn nur einer im Parterre anfinge, — vorausgesezt daß sie mit Eng-

land Frieden hätten, und sie zugleich wüßten, daß die Polizei es nicht ungern sähe. Diese lauten Freudenbezeugungen sind hier so sehr Sitte, daß es wenig bedeutet wenn sie geschehen, daß es aber viel bedeutet, wenn sie nicht geschehen. So gar gehören sie mit zu dem vorgeschriebenen Ceremoniel, und wenn der Kaiser in einem Hafen an das Bord eines Kriegsschiffes geht, so ist bestimmt, wie oft die Matrosen ihr Vive l'Empereur rufen müßen. Wenn ich recht behalten habe, so bestimmte der Moniteur und der Staatsrath Segur hierfür ein dreimaliges Vive l'Empereur.

Die ganze Zeit des Schauspiels saß Bonaparte still und in sich gekehrt. Er trug wieder seine einfache Officieruniform. Hinter ihm standen seine kostbar gekleideten Adjudanten. In der Loge über ihm war sein Schwager, der Gouverneur Murat, und ein Theil des Generalstabes.

Die großen Vorsichtsmaßregeln für die Bewachung des Kaisers, von denen so viel gesprochen wird, habe ich nicht gefunden. Es waren nur wenig Wachen im Hause vertheilt, und oben au paradis, gerade der Loge des Kaisers gegen-

über, wo es finster und einsam ist und man ihn ganz frei auf seinem Stuhle sitzen sieht, — war keine Wache. — Auch scheint mir die Einrichtnng mit den Gatterthüren, die zu seiner Loge führen, mehr eine Maßregel zur Erhaltung der Ordnung zu seyn, als eine andere. Wenn er aus dem Wagen steigt, so geht er zwischen zwei Reihen Jägern durch, die das zudringende Volk abhalten müssen. Diese würden aber selbst überdrängt werden, wenn sie nicht die geöffnete Gatterthüre im Rücken hätten.

Sein Wagen, mit zwei Pferden bespannt, hielt unten am Schauspielhause, wo der Ausgang aus dem Palaisroyal ist. Auch hier waren die Gatterthüren zu, und die Fußgänger mußten einen anderen Weg nehmen. Aber dieses war auch nur, um auf dieser Stelle das Volksgedränge zu verhüten. Beim Wagen waren 15 Grenadiere als Eskorte, die zum Theil im Gallop reiten mußten, weil der Kutscher so scharf fuhr, daß sie im Trabe nicht bei bleiben konnten.

Den Nachmittag war großer Staatsrath gewesen.

Den 15ten July.

Die Brücken, die Quais, die Tuilerien und der ganze Weg nach dem Hotel der Invaliden war gegen Mittag mit Menschen überdeckt. Es war schönes Wetter und Sonntag, wo der Pariser unmöglich zu Hause bleiben kann, — es gab etwas zu sehen, und was eine Hauptsache ist: on y trouve beaucoup de monde. Die Menge geht hin um die Menge zu sehen, und wenn alle Herrlichkeiten der Erde in den Tuilerien zu sehen wären, und es wären nicht zugleich viele Pariser da, so würde dieses den Pariser wenig rühren. Aber dieses ist nicht allein den Parisern eigen, sondern überhaupt der Menge, deren Individualität unbestimmt ausgeprägt ist. Wenn nur etwas da ist was sie afficiret, wenn es auch übrigens gestaltlos ist und ohne Charakter, dann sind sie zufrieden. Besonders findet man diesen Zug bei den Weibern, und bei all' den Gemüthern, die nicht Kraft haben, sich einem Eindrucke ganz hinzugeben, und sich an dem nachtönenden Wiederhall zu freuen, den die Dinge auf einem reich besaiteten Gemüthe machen. Daher lieben sie das,

wo die Erscheinungen immer wechseln, daher unterhalten sie sich im Schauspiele gut, wenn verschiedene Stücke gegeben werden, und im Concert, wenn Arien und Simpfonien von verschiedenen Meistern, und von verschiedenem Inhalt, den Abend hindurch bunt miteinander wechseln.

Aber ich wollte Ihnen ja die Feierlichkeiten des heutigen Tags beschreiben.

Den Morgen wurde an allen öffentlichen Orten von der Polizei ein Reglement bekannt gemacht, wie der Zug gehn und wie die Wagen fahren sollten, welche Brücken gesperrt wären, und welche Anordnungen beim Feuerwerke gemacht würden, um die Schiffe auf der Seine und die Häuser vor Brand zu sichern. Durch diese Maßregeln der Polizei bewegte sich dann auch den ganzen Tag die Wagen-, Menschen- und Volksmasse ohne Stocken, und nirgends entstand Verwirrung oder Störung. Der Zug ging durch den Garten der Tuilerien, über den Place et Pont concorde, am Palais des Gesetzgebungskorps vorbei, nach dem Dom der Invaliden. (Plan von Paris Nro. 5 und 46.)

Der Garten der Tuilerien ist einer der alten französischen Gärten, welcher noch von Le Nostre angelegt wurde. Er hat seiner ganzen Länge nach an beiden Seiten eine Terrasse mit Orangebäumen, und in der Mitte geht ein Weg von 90 Fuß Breite durch. Der Theil des Gartens, der zunächst beim Palais ist, ist mit Blumenbeeten und kleinen Bäumen besezt. Der hintere Theil besteht aus einem Wäldchen von sehr hohen Linden, unter denen man immer Schutz gegen Sonne und Regen findet.

Durch den mittlern Weg des Gartens machten die Grenadier-Garden ein Spalier. Ausserhalb des Gartens schlossen sich andere Truppen an, welche das Spalier fortsezten bis zum Dom der Invaliden. Ein Viertel vor 12 stieg die Kaiserin in einen Staatswagen mit 8 Schimmeln bespannt, und fuhr langsam nach dem Dom der Invaliden. Vor und hinter ihr fuhren mehrere Wagen mit sechsen, in denen Cambaceres, Lebrün, der Oberstallmeister, der Oberkammerherr und die Hofdamen waren.

Um zwölf sezte sich Bonaparte zu Pferde,

und ritt, von seinem Generalstabe, den Generälen und Marschällen begleitet, nach dem Dom der Invaliden. — Vor ihm ritt das Guide-Regiment. Hinter ihm die Grenadier-Garde zu Pferde. Er hatte wieder seine einfache Officieruniform an, wie sonst; und eben so sein kurz geschnittenes Haar ohne Puder, und den großen Hut ohne Borte und ohne Feder, mit einer ganz kleinen Cocarde. Er ritt einen schönen arabischen Schimmel, auf dessen flachem Sattel eine karmosinrothe Decke mit Gold gestickt lag. — Man rief von allen Seiten vive l'Empereur, — er dankte und grüßte, schien aber dabei nicht durchaus heiter und unbefangen zu seyn.

Eine Salve von Kanonenschüssen verkündigte seine Ankunft in dem Dom der Invaliden. Weil niemand in den Dom gelassen wurde, als die Mitglieder der Ehrenlegion und die konstituirten Gewalten, so sah das Publikum vom ganzen Feste nur den Zug. Um 3 Uhr kam Bonaparte wieder zurück, und schien sehr heiter und zufrieden zu seyn. Ein Frauenzimmer hielt eine Bittschrift in die Höhe, er ritt auf sie zu, um sie ihr

abzunehmen. Sie wollte noch sprechen, er winkte daß sie wieder in die Reihe treten möchte, und gab die Bittschrift seinem Adjudanten. Ich sah bei dieser Gelegenheit, daß Bonaparte kein großer Reuter ist; — er liegt wie die meisten Franzosen vornüber, und hat eine unsichere Haltung der Hand. Vermuthlich hat er in seiner Jugend das Reiten bei seiner abgezogenen Lebensart wenig geübt, und im Felde war ihm das Pferd wohl nichts, als eine Maschine zum schnellen Weiterkommen. Doch reitet er noch besser als die meisten seiner Officiere und Garden, — die beinah alle, wenn sie traben, vornüberliegen, und mit den Armen rudern.

Pour quinze sous konnte man sich im Garten der Tuilerien einen Stuhl miethen, auf dem man sehr gut, über die Garden und die Zuschauer weg, den ganzen Zug sehen konnte. Mir gefiel nichts besser hiebei, als die Hofdamen der Kaiserin, und ihre so äusserst glücklichen und zufriedenen Mienen. In einem sechsspännigen Wagen durch den Garten der Tuilerien zu fahren, und zwar zwischen zwei Reihen Garden und einer großen Menge Volks, im Gefolge der Kaiserin,

— dieses ist das Höchste, was es in dieser Welt für eine Pariserin gibt.

Der Staatswagen der Kaiserin hat auf dem Schlage das kaiserliche Wappen, den rothen Adler im lazurnen Felde, und unter den Fenstern feine Glasmahlerei von egyptischen Antiken. Er hat an jeder Seite drei Fenster, oben auf dem Kasten eine kleine Galerie von Silber, und in den Rädern Vergoldung. — Die Kaiserin grüßte sehr freundlich im Vorbeifahren, doch hörte ich nicht, daß jemand ihr ein Vivat brachte. (Den andern Tag stand im Moniteur, daß ihre Majestäten überall mit dem lauten Vivat des Volks wären empfangen worden.)

Des Abends waren die Tuilerien, die Quais, und die Brücken mit ungefähr 70 bis 80,000 Lampen erleuchtet. In den Ombres chinoises findet man oft: „eine erstaunlich prächtige Illumination mit viel tausend mal tausend Lampen des berühmten königlichen Schlosses zu Paris, genannt die Tuilerien;“ grade so sieht hier eine Illumination aus. Die ganze Beleuchtung kam mir gleich so bekannt vor, wie einem gebohrnen Pariser. Endlich fiel

mir ein, daß ich sie schon einmal in einem Guckkasten gesehen hatte.

Das Strauchwerk im Garten war eigends zu diesem Feste wieder aufs neue zu Kugeln geschoren. Zwischen diesen und den langen Reihen von Orangebäumen ständen dreiseitige Piramiden von Latten, und auf jeder Seite hingen etwa 50 Lichter.— Diese Lampenpiramiden standen den Garten entlang, in abgemessenen Entfernungen, und wohin man nur kam, sah man nichts als dieselbe Wiederholung der Lichtpiramiden. Alles ist noch so, wie zu den Zeiten Ludwigs XIV., an die sich die Franzosen immer noch mit inniger Freude erinnern. Im Grunde des Herzens hält das Volk diese Zeiten, diese Genüsse, diese Sprache und diese Gebräuche immer noch für das Maximum der menschlichen Größe und des menschlichen Lebensgenusses. —

Wenn jezt noch die gemeinen Leute de nos Rois erzählen, de Louis XVI, qu'il étoit bon, und von der Königin, wie sie so schön war, und so voll hohen Anstandes, als sie nach der Guillotine fuhr, — so geht ihnen noch

das Herz auf, und die Thränen kommen ihnen in die Augen, und sie sagen: daß sie den besten der Könige hingerichtet haben, sey eine That, die Frankreich nie abbüßen und auslöschen könne. Sie sehen die Revolution als etwas unwillkührliches an, zu dem sie von einem bösen Geiste, dem es Gott zugelaßen, verführt wären, oder auch für eine Strafe, die ihnen von Gott aufgelegt wäre, und bei der sie nichts thun könnten, als sie geduldig tragen.

Des Abends um 10 Uhr wurde das Feuerwerk auf dem Pont-neuf abgebrannt. Die Quais und die Brücken waren das Amphitheater für die Zuschauer. Die dunkle Nacht, und die große Masse von Feuerrädern, Raketen und Schwärmern, die wie die Explosion eines Vulkans in die Höhe flog, — und die unten wegfließende Seine, in der sich alles dieses spiegelte, — machten dieses sehr schön. Die Familie Bonaparte sah es aus der Galerie des Museums.

Als das Feuerwerk geendigt war, ging der Kaiser mit Denon in die Galerie der alten

Bildsäulen, und besuchte seine italiänischen Triumpfe, — den vatikanschen Apoll und die medizeische Venus, — bei der dunkeln Nacht, in der herrlichen Beleuchtung der Fackeln.

Dritter Brief.

Paris.

Das Hotel der Invaliden liegt am nordwestlichen Ende der Stadt, und ragt mit seinem hohen Dome, schon aus der Ferne, hoch über die Häusermasse hervor. — In der Nähe liegt die Kriegsschule und das Marsfeld. Dieser Theil der Stadt besteht, wie Sie aus dem Plan von Paris sehen, fast durchaus aus Gärten und freiliegenden Plätzen. Nur selten stehen ein paar kleine Häuser, mit Stroh gedeckt und ärmlich gebaut — die Wohnungen der Gärtner, welche Gemüse zum Verkaufe für die Stadt ziehen. Unter der Stadt versteht man hier den Mittelpunkt von Paris, und die Nachbarn pflegen

sich zu fragen: Quand irons-nous à Paris? Die große Mauer von Ludwig XVI umschließt dieses alles, und hat einen Umfang von sieben Stunden. Aber der ganze Flächenraum ist lange nicht völlig bebaut. — An dem rechten Ufer der Seine, dem Marsfelde gegenüber, liegen noch so große leere Stellen, daß eine kleine Stadt da Plaz fände; diese sind bloß Gärten, oder Baumpflanzungen, wie z. B. die elisäischen Felder.

Das Hotel der Invaliden liegt von allen Seiten frei: Ein breiter gerader Weg von der Seine führt zu ihm hinein. Vor dem Gebäude sind kleine Gärtchen von 6 Fuß, welche sich die Invaliden sehr artig anpflanzen. — Durch ein großes Thor tritt man in den ersten Hof, der rund um von Arkaden umgeben ist, unter denen die Invaliden bei regnigtem Wetter spazieren gehen.

Geht man gerade fort, so kömmt man in den Dom der Invaliden, oder in den Tempel des Mars. — Dieser ist 300 Fuß hoch, und mit einer Kuppel gebaut, so wie das Pantheon. Der Baumeister des Doms war der berühmte Mansard, der auch das Schloß von Versailles bau-

te. Die Kuppel ist so wie im Panthoen dreifach, — aber die äussere ist nicht, wie dort, von Stein, sondern von Holz mit Blei überzogen. Mitten auf der Kuppel steht eine Pyramide, auf der eine Kugel ist. Dieses und die abgeblichenen Vergoldungen, welche streifenweise über die Kuppel angebracht waren, sind die Ursche, daß diese Kuppel lange nicht den Effekt macht, welchen die Kuppel des Pantheons hervorbringt. Die Kuppel wird von 40 Säulen getragen, die paarweise stehn, und zwischen denen die Fenstern sind, welche das Innere erleuchten. Der Fußboden des Doms ist mit rothem Marmor ausgelegt, in dem noch überall das doppelt verschlungene L von Louis le grand, dem Erbauer, angebracht ist, und mit einer Krone verziert. Zu den Zeiten des Terrorismus muß doch wohl der rohe Haufe gescheut haben, bei den Invaliden, deren immer 3 bis 4000 hier sind, Verstümmelungen vorzunehmen.

Der Dom ist von aussen viereckigt und inwendig rund. Die vier Ecken sind sehr artig zu vier kleinen Capellen gemacht, in denen sonst vier Heilige standen. — Diese wurden vor einigen Jah-

ren, wo man den Heiligen nicht gut war, weggenommen, und die Bildsäulen von den vier Welttheilen an ihre Stelle gesezt. Jezt sah ich, daß man damit beschäftigt war, die vier Welttheile wieder wegzubringen, um jene wieder an die Stelle zu setzen, weil jezt hier die Heiligen fast in einem größern Ansehn sind als die Weltlichen. Ein, vom Transport noch mit Stroh umwundener Heiliger stand schon wieder an seiner alten Stelle, und Afrika hatte räumen müssen.

„Da sehen Sie was eine Revolution ist; heute siegen wir, vielleicht kömmt an Sie auch einmal die Reihe," sagte der Policeiminister Sotin zum Direktor Barthelemy, als er diesen am 18ten Fructidor gefangen aus dem Luxemburg nach dem Tempel brachte, um ihn nach Cayenne zu deportiren. — Afrika hätte damals etwas ähnliches zum Heiligen sagen können, als dieser herabsteigen mußte und deportirt wurde; und jetz hätte wieder der Heilige, so wie der Polizeiminister, zu Afrika sagen können: „Sie sehen, was eine Revolution ist."

An der rechten Seite des Doms steht das gro-

ße Denkmal von Türenne. Auf einem Piedestal von rothem Marmor, das 14 Fuß lang und 5 Fuß breit ist, steht ein Altar von weißem Marmor, der eine Füllung aus schwarzem Marmor hat. In dieser steht mit goldenen Buchstaben bloß das Wort: TURENNE. Auf dem Altare steht ein Sarkophag von weißem Marmor, in dessen Füllung ein Basrelief von Bronze ist, welches die Bataille von Türkheim i. J. 1675 darstellt. Oben auf dem Sarge liegt der sterbende Türenne mit dem Commandostabe in der Hand, in den Armen der Siegesgöttin, die ihm den Lorberkranz aufsezt. Zu den beiden Seiten des Sarges sitzen zwei trauernde Genien. Der an der linken Seite sieht zum sterbenden Türenne mit einem trauernden Blicke hinauf, und ist vorzüglich schön gearbeitet. Dieses Monument für Türenne, welches ihm seine Familie setzen ließ, war sonst bei den Gräbern der Könige in St. Denis. Nachher stand es im Museum der französischen Monumente, im Kloster der kleinen Augustiner, bis es endlich hieher gebracht wurde. Den ersten Vend. im Jahre 9, wurde der Körper Türennens, auf Befehl des ersten Con-

suls, hier niedergelegt, wobei Carnot, der damals Kriegsminister war, eine vortreffliche Rede hielt.

An der andern Seite hängt, Türennens Denkmahl gegenüber, eine große Gobelins Tapete, auf der der Rheinübergang von 1672 dargestellt ist.

Inwendig im Dome hangen die Fahnen, welche von den fremden Völkern erobert sind. Die meisten sind von den Oesterreichern. Doch sollen in Wien eben so viele von den Franzosen hangen. Die Menge der Fahnen würden nur dann ein Maßstab für die Tapferkeit eines Volkes seyn, wenn für jede, die verlohren ging, eine eroberte weggelegt würde; oder wenn es Sitte wäre, daß am Ende des Krieges die Fahnen, so wie die Gefangenen, gegeneinander ausgewechselt würden. Das Gebäude besteht aus fünf großen Höfen, und aus fünfzehn kleineren, welche man alle vom Dache der Kuppel übersieht. Ludwig XIV ließ es in 8 Jahren bauen, von 1671 bis 1679. — In der Mitte des Doms ist die Stelle, wo Bouguer die Versuche über die Anziehung der Sonne und des Mondes mit einem Lothe machte, welches 188 Fuß lang war. Seit der Zeit ha-

ben die Pariser Naturforscher dieses günstige Local nicht mehr zu physischen oder astronomischen Versuchen benuzt.

Das Gerüste, welches bei der Ceremonie der Einsetzung der Ehrenlegion im Dom gebaut wurde, stand noch heute, und eine Menge Pariser, die am Sonntage nicht in den Dom kommen konnten, besahen sich heute mit Muße diese Anstalten. — Den Thron auf dem der Kaiser saß, die Loge der Kaiserin, der Altar an dem der Kardinallegat die Messe las, und das Amphitheater auf dem die Legionärs saßen, alles war noch zu sehen. Das Gerüste war, wie es in Paris Sitte ist, aus Balken und Brettern zusammengeschlagen, und zu grauem Granit gemahlt. — Die Worte am Eingange in den Hof der Invaliden: Unité, Indivisibilité de la république, Fraternité, Egalité, waren übermahlt.

Vor dem Hofe ist der bronzene Löwe vom St. Marcusplatze von Venedig auf einer Fontaine aufgestellt, mit folgender Inschrift: Im ersten Jahr des Kaiserthums von Napoleon Bonaparte, unter dem Ministerio von Chaptal.

Ich besuchte noch auf einen Augenblik die Bibliothek, welche der erste Consul für die Invaliden hier errichtet hat. Sie ist in einem großen Saale recht schön aufgestellt, und mag vielleicht aus 6 oder 8000 Bänden bestehen. Sie ist bloß für die Invaliden, und kein anderer hat die Erlaubniß hier zu lesen. So wie man hineinkommt, hängt rechts das große Gemählde von Bonaparte, wo er auf einem Schimmel den St. Bernhard heraufsprengt. Es ist bekanntlich von David gemacht, und soll, damals als es gemahlt wurde, mehr Aehnlichkeit gehabt haben als jezt. — Ich sprach mit einem der Aufseher der Bibliothek über ihre beständige Veränderungen in der Regierung. Eh bien, Monsieur! sagte er, nous avons six fois changé, — und daß dieses das lezte sey, das schien ihm noch nicht wahrscheinlich. —

Der große Haufe glaubt, troz aller Versicherungen vom Gegentheil, immer noch, daß ihr Zustand und ihre Regierung revolutionär sey, und daß erst die rechte Ruhe, das Beharrende und Bleibende in den Armen des alten Hauses Bourbon zu finden wäre. Jezt urtheilen sie einseitig

über die Revolution, dann würden sie es noch mehr thun, und die Revolution für weiter nichts halten, als für ein Delirium, für eine Folie, oder für eine Verblendung des Satans. Der Druck, den der Landmann unter den Königen und unter den Adelichen erlitt, ist völlig vergessen; — von der Revolution hat jeder nur die Uebel im Gedächtniß behalten, die er erlitten, — wie viel er an seinem Vermögen eingebüßt, oder zu welchen Stellen er jezt schon gelangt wäre, und wie viel tausend Livres Renten er schon jezt vom Hofe hätte, wenn die alte Ordnung der Dinge geblieben wäre. Die Wohlthaten der Revolution, die gleiche Vertheilung der Abgaben, und die größere Wohlhabenheit des Landbauers, der jezt für sich arbeitet, und nicht, wie vor der Revolution, bloß für den König und seinen Edelmann, — alles das wird mit keinem Worte mehr erwähnt. Es würde für Bonaparte schwer seyn, ein so äusserst veränderliches Volk nach einem andern System zu beherrschen, als das ist, was er angenommen hat.

Nicht weit vom Hotel der Invaliden ist die

Kriegsschule, deren Hauptfronte nach dem Marsfelde liegt. — Sie wurde unter Ludwig XV ums Jahr 1751 gebaut. Ihre erste Bestimmung war, daß 500 junge Edelleute, die ohne Vermögen und ohne Eltern waren, hier erzogen würden. — Jetzt ist sie größtentheils eine Caserne für die Guarde-Grenadiers à cheval, und selbst auf dem Pavillon, wo die Sternwarte ist, liegen Gardisten im Quartier. — Bonaparte hat hier einige Zeit gelebt, als er aus der Kriegsschule von Brienne kam. — Ludwig XVI und der stolze Hof von Versailles dachten ums Jahr 1786 wohl nicht, daß ein junger Mensch, ohne Namen und ohne Familie, jezt in der Kriegsschule lebe, der einst Kaiser von Frankreich wurde, und vielleicht König von Italien.

Das Marsfeld ist eine Ebene, die 2700 Fuß lang, und 1000 Fuß breit ist. (Plan von Paris Nro. 42). Sie ist mit Graben und Alleen eingefaßt, und hat rund um eine amphitheatralische Erderhöhung für die Zuschauer bei den großen Festen. Diese Einrichtung erhielt es vor dem 14ten Jul. 1790, als die Nation und der Kö-

nig die neue Constitution beschwuren, und das Bundesfest feierten. Fünfzehntausend Arbeiter wurden von der Regierung bestellt, das Marsfeld zu ebnen. Weil aber diese Arbeit nicht schnell genug fortrückte, so fürchteten die Pariser, daß die Ebene und die Erdwälle nicht bis zum 14ten Jul. fertig seyn möchten. Die Pariser standen nun in Masse auf, um in Masse zu arbeiten. Bürger und Kaufleute, Priester und Mönche, Frauenzimmer und Kinder, alles arbeitete am Bundesfelde und am Altare des Vaterlandes. Man rechnete, daß über 200,000 Menschen damals täglich auf dem Marsfelde arbeiteten, — welche Cohortenweise des Morgens aus den verschiedenen Distrikten der Stadt dahin zogen, und des Abends wieder zurückkehrten. — Dreißig Reihen Bänke waren hintereinander, und die äusserste war an Höhe den Bäumen in den Alleen gleich, welche am Marsfelde herum laufen. In der Mitte stand der Altar des Vaterlandes, der vierzig Fuß hoch war, auf einem großen Postament von Rasen. Um vier Uhr des Morgens fingen schon die Bänke an sich zu füllen, auf denen nach der Berechnung

180,000 Menschen sitzen konnten. — Die Frauenzimmer waren, nach einem Beschlusse des Gemeinde-Raths von Paris, alle weiß gekleidet mit dreifarbigen Nationalbändern. — Der König saß neben den Präsidenten der Nationalversammlung, — die Königin, die Prinzen vom Geblüte und die Minister saßen hinter ihm. Die Nationalprozession, die aus den Mitgliedern der Nationalversammlung, aus dem Bürgerrath und den Wahlherren von Paris, — aus den Abgesandten aller Städte und Flecken des Reichs, der Armeen und der Flotte bestanden, — die zusammen gegen Fünfzigtausend betrugen, zog über eine große Schiffbrücke, welche unten am Bundesfelde über die Seine geschlagen war. Der Bischof von Autún hielt die hohe Messe am Altare des Vaterlandes, umgeben von sechszig weißgekleideten Priestern, die Nationalbänder trugen. — La Fayette schwur zuerst den Eid, dann die übrigen. — Zulezt schwur der König, — die Königin hob in dem Augenblick den Dauphin vor dem Volke in die Höhe, — die versammelte Menge stand von Enthusiasmus beseelt zugleich auf, strekte

die Hände empor und schwur Treue der Constitution. — Der König umarmte seine Gemahlin und seine Kinder, — alle Zuschauer umarmten sich gerührt, und schwuren sich brüderliche Liebe und Treue, und gemeinschaftlichen Kampf für Freiheit und Vaterland bis in den Tod. — —

Vierter Brief.

Paris.

Ich habe vor einigen Tagen das Museum der Artillerie besucht, in dessen Waffensaal sich die Rüstung der Jungfrau von Orleans befindet. Ich war neugierig sie zu sehen, da sie von einem Mädchen getragen wurde, an der wir seit einigen Jahren in Deutschland einen so großen Antheil genommen haben.

Das Museum ist in der Vorstadt St. Germain, in dem vormaligen Jakobinerkloster rue de Bacq. Dieses ist nicht das Jakobinerkloster, das in der Revolution so berühmt war. Das lag auf dem rechten Ufer der Seine am Garten der Tui-

lerien und ist jezt größtentheils niedergerissen, so wie auch der Saal, wo die Sitzungen des vormaligen Clubs waren. Es ist eine neue Straße durchgebrochen, die von den Tuilerien nach dem Platz Vendome führt.

Bei der unterstehenden Schildwache erkundigte ich mich nach dem Museum. Dieser kannte es nicht. Er rief einen seiner Cameraden, der wußte es auch nicht. Ich sagte ihm, daß ich ein Fremder sey, und er hatte die Gefälligkeit, mich in den Artilleriehof zum Concierge zu führen. In den Hof wird man sonst ohne Erlaubnißschein nicht eingelaßen. Dieser sagte mir eben so gefällig, daß das Museum der Artillerie in der ersten Etage sey, und daß Herr Regnier die Gefälligkeit haben würde, mir es zu zeigen. Er ging mit mir, um mich zurecht zu weisen. Auf den langen Klostergängen, die man in diesen Gebäuden findet, kann man sich gewöhnlich oft weniger zurecht finden als auf offener Straße, weil einem hier niemand begegnet, der einen zurecht weisen kann.

Ich traf bei Hr. Regnier eine Gesellschaft

von Frauenzimmern und Herren, die auch das Museum sehen wollten. Es war Sonntag Morgens 12 Uhr, wo man sich zu diesem Zwecke bei Regnier versammelt. Ich sagte ihm: ich sey ein Fremder und wünschte sehr die Rüstung der Jungfrau von Orleans zu sehen. „Mit vielem Vergnügen werde ich sie Ihnen zeigen," sagte der gefällige Regnier, und führte mich mit den übrigen in den Waffensaal. „Je suis un étranger, das sind, wie Reichard sagt, die magischen Worte, die so vieles entschuldigen, und einem so manche Thür öffnen, die sonst so leicht nicht zu öffnen ist." Besonders höflich wird man hier von den Schildwachen behandelt, wenn man ihnen sagt, daß man fremd sey, und wenn man sie bittet einen zurecht zu weisen. Nur muß man es ihnen gleich sagen. Wenn sie es erst aus dem unrichtigen Accent der Sprache erfahren, dann sind sie es nicht so sehr.

Die Rüstung der Jungfrau von Orleans steht ganz am Ende des Saals. Sie ist von Eisenblech mit Schiebschienen und ganz vollständig. Cüraß, Helm (mit geschlossenem Visier, in dem

kleine runde Löcher sind), Armschienen, Handschuh, Beinschienen und Schuhe. Sie wiegt 61 Pfund. Die Rüstung ist aus dem Kabinet von Chantilly gekommen, und es ist wahrscheinlich, daß es dieselbe ist, die Carl VII ihr machen ließ. Auf dem blanken Eisenblech der Rüstung sind vergoldete Sterne.

Auf dem Zettel, der daran hängt, steht: daß Jeanne d'Arc gebohren sey im Jahre 1412 zu Domremi in Barrois, und daß sie, nach dem Verhältnisse der Rüstung zu urtheilen, 5 Fuß $5\frac{1}{4}$ Zoll groß gewesen sey.

In der Hand hat die Rüstung einen vergoldeten Speer, an dem oben Streitaxt und Hammer ist, — aber vermuthlich nicht zu ihr gehört. Neben ihr ist Ludwig des XIV Cüraß aufgestellt, den ihm die Republik Venedig schenkte. Nach dessen Verhältnissen wäre Ludwig der große nur 5 Fuß 1 Zoll groß gewesen, also $4\frac{1}{4}$ Zoll kleiner als die Jeanne d'Arc.

Ausser diesen Harnischen ist eine große Sammlung von Maschinen und Modellen hier, die sich auf die Artillerie beziehen. Auch Ludwigs XIV

kleine Artillerie, die er als Knabe gebrauchte; und die dazu nöthigen Festungswerke. Dann eine Sammlung alter Gewehre, Dolche, Spieße mit Pistolen, Flinten mit vier Läufen, und eine Flinte mit einem Laufe der über 24mal schießt. (Es sind nämlich unten noch zwei kleine Röhren an der Seite des Laufs angebracht, wo in der einen Pulver und in der andern 24 Kugeln sind. Nach jedem Schuß drückt man an eine Klappe und es läuft eine Ladung Pulver in die Flinte, und auf diese fällt eine Kugel. Die Klappe schließt sich wieder, und die Flinte ist geladen. Es ist indeß nur eine Spielerei, die zu weiter nichts zu gebrauchen ist, weil bei einem sicheru Schuß alles davon abhängt, daß das Pulver recht fest im Laufe eingeschlossen ist, da hierauf die Kraft der Pulverdämpfe beruht.)

Noch sind hier merkwürdig die Ehrenflinten, welche in Versailles gemacht, und an verdiente Militärs gegeben werden. Sie scheinen gar nicht vorzüglich gearbeitet zu seyn, und das, was sie vor den andern Flinten auszeichnet, ist bloß ein kleines silbernes Plättchen am Schafte, auf das der

Name gestochen wird. — Ferner eine Höllenmaschine, die man bei Le Chevalier fand, der nachher füsilirt wurde. Es ist ein Tönnchen, ungefähr von der Größe eines Gurkenfäßchens, mit Pulver gefüllt, an dem oberen Ende eines Flintenschafts angebracht. Die Flinte hat aber statt des Laufs nur ein Rohr von Papier, mit feuchtem Pulver, das sich nur langsam entzündet. Dieses Tönnchen wurde in eine größere, zwischen die Kugeln, Nägel, Glasscherben und die übrigen Sachen zur Zerstöhrung gebracht, und dann mit dem Flintenlaufe angezündet. — Auch sieht man hier noch einen $3\frac{1}{2}$ Fuß langen und $3\frac{1}{2}$ Zoll breiten indischen Säbel, den Ludwig XIV im Jahr 1687 vom Gesandten Saob Haab geschenkt erhielt, der 6 Kilogrammen wiegt.

Nachher rief Regnier einen Dänen und mich noch auf sein Zimmer, um uns da noch einiges zu zeigen, welches uns vielleicht interessiren würde. Messieurs! vous êtez des étrangers. .... Regnier zeigte uns eine Rettungsleiter beim Brande, die er erfunden hat. Die Einrichtung war recht hübsch. Drei Leiteren winden sich eine über

die andere mit Zahn und Getriebe, und man kann damit Leute aus den höchsten Häusern retten. Sie ist schon im Großen ausgeführt. Zugleich hängt oben an einem Seile, welches über eine Rolle geht, ein Sack, in welchem kranke oder schwindliche Personen heruntergelaßen werden. Dann zeigte er uns eine Pistole mit zwei Schlössern, wovon eins eine Laterne, die neben an der Pistole ist, anzündet, um des Nachts zugleich Licht und Waffen zu haben. Diese Pistolen sind jezt auf Befehl der Regierung bei der Gensd'armerie eingeführt. — Zulezt zeigte uns Regnier noch ein Schloß von seiner Erfindung, welches nur der Besitzer öffnen kann. Es sind vier messingene Ringe, die sich frei herumdrehen, und auf jedem sind die 24 Buchstaben des Alphabets. Ist das Schloß nun so zugeschlossen, daß auf dem ersten Ringe R, auf dem zweiten O, auf dem dritten M, und auf dem vierten A, neben einander liegen, so kann das Schloß nur bei dem Worte ROMA wieder aufgeschlossen werden. Nachher dreht man diese Ringe herum und nun weiß niemand, wie sie neben einander gelegen haben, als der Besitzer, der

das Wort kennt, bei dem es geschlossen wurde; und da 300,000 Versetzungen möglich sind, so ist es nicht wahrscheinlich, daß ein anderer zufällig das rechte findet, bei dem es sich öffnen läßt. — Der Preis eines solchen Schlosses ist 18 Livres.

Am Eingange des Saals steht die Rüstung Carls des Kühnen, Herzogs von Burgund, der im Jahr 1476 in der blutigen Schlacht bei Nancy fiel. Die Schweitzer hatten dies Zeichen der Tapferkeit ihrer Vorfahren in der alten Bern aufgestellt. — Die Franzosen führten es nach Paris, um in ihrer Waffensammlung eine alte Rüstung mehr zu haben.

Wenn man diese Zeichen der Unterjochung und der übermüthigen Mißhandlung anderer Völker sieht, so regt sich etwas Bitteres, und man denkt mit Freude an die Geschichte der Völker, die alle ihre Crisen und niedersteigenden Zeichen erlebten, so bald sie aufhörten gerecht und groß zu seyn. Es wird eine Zeit kommen, in der die griechischen Pferde, — die 1000 Jahre in der alten Kaiserstadt standen, und 500 Jahre auf dem Markusplatz in Venedig, und seit vier Jahren auf den Pfor-

tenpfeilern der Tuilerien, — wieder an einem anderen Flusse stehen, als Zeichen des Siegers. Ils sont fixés pour jamais aux bords de la Seine, — sagen zwar die Franzosen, aber dieses ist nur so eine Redensart, so wie sie auch von der Maschine zu Marly sagen: Louis le Grand fit couler la Seine à Versailles.

Fünfter Brief.

Paris den 30sten Juni.

Ich habe jezt ein sehr einsames Plätzchen in der Nähe meiner Wohnung gefunden, das ich oft besuche. Es ist das kleine Augustinerkloster mit seinem stillen Garten, in dem die Denkmähler der französischen Bildhauerkunst, aus den vergangenen Jahrhunderten, aufgestellt sind. Hier sind die Denkmähler der Könige und der Großen des Reichs, der Herzoge, Grafen und Ritter, der Bischöfe, Aebte und Aebtissinnen. Die Grabmähler von Dagobert, Childebert, Fredegunde, Clovis und Carl Martel. Die Monumente von Carl dem Großen, Hugo Capet, Philipp

von Frankreich, Constantin von Castilien und der schönen Diana von Poitiers; dann die von Ludwig dem Neunten, von Philipp dem Schönen und Franz dem Ersten; — die von Heinrich dem Vierten, von Colbert, von dem Grafen von Clermont, dem Herrn von Alençon, und noch vieler anderer Grafen, Baronen, Ritter und Herren.

So wie man am Kloster schellt, öffnet sich das kleine Pförtchen, und man tritt in den ersten Hof. Hier ist das Denkmahl von Maupertuis, das vormals in der Kirche von St. Roch war. Dann der Uebergang des Rheins von Ludwig dem Vierzehnten, auf einem großen Basrelief von weissem Marmor. Noch eine Menge nicht aufgestellter Bildsäulen von Bronze und Marmor lehnen an den Mauern des Hofes.

Im zweiten Hofe ist eine alte Fassade aus dem Schlosse vom Gaillon, welches Georg von Amboise im Jahr 1500 aus gehauenen Steinen bauen ließ. Die Inschrift sagt: daß dieses Monument, unter dem Consulate von Bonaparte und dem Ministerio von Chaptal, im X. und XI.

Jahre der Republik hier wieder aufgerichtet wurde.

Sie glauben kaum, wie still und heimlich es hier zwischen den alten Klostermauern ist. Die hohen Mauern, welche die kleinen Höfe einfassen, bekleidet vom Grün der Weinreben; dann die Pappeln und Trauerweiden, die in kleinen Gruppen an den Mauern des Gartens und an den Rasenplätzen umherstehen, und zwischen diesen nun die alten Monumente vergangener Jahrhunderte. — Dann die Klosterhallen, die Fenster aus gemahltem Glase, die nur spärlich das Licht einlaßen, und in diesem Helldunkel die Grabmähler der Könige, aus den Häusern Valois und Bourbon. — Es macht einen tiefen Eindruck auf das Gemüth, wenn man aus dem regen Leben von Paris und dem Drängen und Treiben der Hunderttausende so auf einmal in die stille Vergangenheit tritt.

Aus dem dritten Hofe, in dem noch gebaut wird, tritt man in den Garten (Elysium). Dieser besteht aus einem Rasenplatze, der mit Wegen durchschnitten, und Gruppenweise mit Akazien, Pappeln und Trauerweiden bepflanzt ist.

Zwischen diesen stehen die alten Denkmähler, größtentheils von weissem oder schwarzem Marmor.

Indem man links geht, kommt man zuerst an dem Sarkophage vorbei, in dem Türenne lag, ehe er nach dem Dom der Invaliden gebracht wurde. Auf dem Sarkophage steht: Passant, va dire aux enfans de Mars que Turenne est dans ce tombeau. Jezt hat man das est in fut verändert, um, wie es scheint, den Sarkophag und die Inschrift beibehalten zu können. Denn wenn der Wanderer den Söhnen des Mars etwas von Türenne sagen soll, so ist es doch wohl besser, wenn er ihnen sagt, daß er den marmornen Sarkophag im Dom der Invaliden sah, in dem Türenne ist, als daß er den mit Oelfarbe angestrichenen Sarkophag im Musée des monuments françois sah, in dem er gewesen. Wenigstens könnte mit demselben Rechte dieselbe Inschrift auf dem hölzernen Verschlage stehn, in dem man Türennens Ueberreste im Museum der Naturgeschichte zur Zeit des Terrorismus aufbewahrte.

Ich weiß, man muß, wenn man etwas sieht und

sich an ihm freuen will, es nicht gleich tadeln. Aber so angenehm der Eindruck des Ganzen ist, den diese Sammlung alter Denkmähler macht, so unangenehm sind einzelne moderne Theile in ihr; und das Theaterwesen, welches einen in ganz Paris verfolgt, das verfolgt einen auch hier.

Bei allen Völkern war das, was sie den Todten errichteten, einfach, wahr und ohne Täuschung, und es trug den ernsten Charakter des Schattenreichs. Nicht so der Franzose. Seine hölzernen Altäre u. bretternen Gottheiten und bretternen Sarkophage sieht man schon im Pantheon; — aber er täuscht nicht allein die Lebendigen, sondern auch die Todten. So hat man hier vor ein paar Jahren unweit Türennes Sarkophag dem Philosophen Descartes ein Monument errichtet. Es ist ein antiker Sarkophag der von Greifen getragen wird, und recht gut gearbeitet ist. In ihm sind die Gebeine von Descartes. Eiben, Pappeln und Blumen stehn darum herum, und alles wäre recht schön, wenn man diesen Sarkophag nicht von dem schlechten mürben Kalksteine gemacht hätte, der bei Paris bricht, und wenn man ihn

nicht, so wie Rousseaus Sarg, mit Oelfarbe zu Granit gemacht hätte. Und diese Oelfarbe loßt sich jezt schon von der Witterung ab, und läßt durch ihre Risse den grauen mürben Kalkstein sehen.

Dieses Monument wurde errichtet, wie die Beschreibung sagt, au Père de la philosophie, à celui qui le premier nous apprit à penser. Diese Nationalbelohnung, die in einem mit Oelfarbe bestrichenen Sarge besteht, ist eben nicht groß für einen Mann, der die Nation zuerst hat denken gelehrt. Nimmt man Sarkophag und Beschreibung zusammen, so liegt hierin eine beissende Satire. — Wenigstens beweist der Sarkophag nicht, daß sie es besonders weit im Denken gebracht haben.

Nicht weit von Descartes Sarge steht ein anderer, mit der Inschrift: Molière est dans ce tombeau. Dieser ist mit rother Oelfarbe zu rothem Granite gemahlt.

Neben diesen modernen Sarkophagen des lezten Jahrzehends stehen die alten Monumente der Aebte und Bischöfe aus den aufgehobenen Kirchen und

Klöstern. Die Sarkophagen sind von schwarzem Marmor, und die Figuren, die betend auf ihren Knieen liegen, von weißem Marmor. Wenn diese sich einmal um Mitternacht mit den Dichtern und Philosophen unterhielten, die hier so zufällig ihre Nachbarn wurden, und die Gründlichkeit ihrer Lehre mit der ihrer Denkmähler verglichen, so könnten die Dichter wahrlich wenig antworten. Denn leugnen könnten sie es nicht, daß sie sich Schüler erzogen, die selbst ihre Lehrer noch nach ihrem Tode täuschten, — und ihnen gemahlte Kalksteine für Granit gaben, — und die diese verehrten Ueberbleibsel, statt sie in den alten ewigen Granit zu begraben, aus dem die Grundfesten der Erde gemacht sind, in die jungen Kalkflöze legten, die nicht älter sind als unsere Gartenerde.

Doch laßen Sie uns ein Geschlecht verlaßen, das ohne Gemüth und Charakter ist, und das über dem ewigen Darstellen dessen, was es nicht ist, endlich die Kraft verlohren hat etwas zu seyn. In den vergangenen Jahrhunderten war doch der Mensch sich treuer, und er konnte sich

mehr auf sein Inneres verlassen, und ermangelte sich nicht in sich selber.

Im Hintergrunde des Gartens steht Dagoberts Denkmal, des Stifters der Abtei von St. Denis im siebenten Jahrhundert. — Um's Jahr 628 war Dagobert König von Austrasien, Burgundien und Aquitanien. Es ist eine graue Steinplatte, auf der die Geschichte seines Todestages in erhabener Arbeit ausgehauen ist. Es hat drei Abtheilungen. Unten liegt der sterbende Dagobert, der von St. Denis zum Tode bereitet wird. Dann sieht man ein Schiff, in dem die Teufel Dagoberts Seele nach der Hölle bringen wollen. In der folgenden Figur kommen St. Denis und St. Martin und befreien die Seele aus der Gewalt der Teufel, die über Kopf in's Meer gestürzt werden. — Oben wird Dagobert in Abrahams Schooß aufgenommen. Das erste Denkmahl Dagoberts war in den Streifzügen der Normannen zerstöhrt worden. Dieses ist aus den Zeiten Ludwigs des Neunten.

Nicht weit von Dagoberts Denkmahl steht die colossale Bildsäule Carls des Großen, von

weißem Marmor, die sonst im Hotel der Invaliden war.

Gegenüber steht das Grabmahl des Connetable von Montmorency. Acht corinthische Säulen von blauem Mormor tragen einen Halbkreis, auf dem eine Kuppel von weißem Marmor ruht.

An der Seite von diesem steht die gothische Begräbnißcapelle von Abälard und Heloise.

Mitten im Garten ist die marmorne Bildsäule der schönen Diane von Poitiers. Sie liegt in üppiger Fülle des Körpers, auf einen Hirsch gelehnt, den Bogen in der Hand, und den Fuß über ihre Windspiele. Wenn Diane so schön war, als hier der weiße Marmor sie darstellt, dann verdiente sie die Huldigungen, die zwei französische Könige, Franz I und Henrich II ihr zollten, und die feurigen Inschriften, die sie nach ihrem Tode noch auf ihr Grab setzen ließen.

Unter den alten Monumenten, die hier im Garten aufgestellt sind, ist besonders ein alter Sarg merkwürdig, in dem vielleicht vormals die Gebeine des Königs Cherebert waren. Der Sarg ist von weißem körnigem Marmor, mit Schuppen

überarbeitet, die eine große Vollendung haben. Er wurde in der Abtei von St. Germain des Pres ausgegraben, als auf Befehl des Ministers des Innern dort Nachgrabungen geschahen, um die alten Denkmähler vor der ewigen Vergessenheit zu retten, in die sie versanken, sobald Privatpersonen die Klöster gekauft und abgebrochen hatten. Man fand in ihm die Gebeine des Abts Morard, des Wiederaufbauers der Abtei von St. Germain, welche vorher von den Normännern sehr gelitten hatte. Diese hatten seit dem Jahre 990 hier geruht. Ein seidenes Kleid von dunkelrother Farbe, und ein brauner Mantel von Wolle umgab sie. An den Füßen hatte er Schuhe von schwarzem Leder, die nur eine Nath an der Seite hatten. Neben ihm lag ein Hirtenstab von sechs Fuß Länge, auf dem oben eine kleine Krüke war. — Ist es nicht merkwürdig, daß sich die Stoffe in der trokenen Erde so viele Jahrhunderte hindurch so gut erhalten? Und selbst die Zeuge, die man in den Pyramiden fand und die jezt in der Bibliothek des Nationalinstituts aufgestellt sind, haben noch nach Jahrtausenden festes

Gewebe und deutliche Farben. Die alten Fahnen und Kleidungsstücke hingegen, die man bei den Alterthumssammlern sieht, haben, wenn sie erst ein paar Jahrhunderte alt sind, schon ungleich mehr gelitten, obschon sie auch immer in trockener Luft hingen. Der Staub, welcher sich auf sie sezt, und der in der feuchten Jahreszeit immer feucht wird, scheint mir sehr zu ihrem Zerstöhren beizutragen. — Dieser Sarg stand sieben Fuß in der Erde, also tiefer, als Feuchtigkeit und Frost eindringt.

Es stehen hier noch viele Denkmähler, welche der fleißige Lenoir aus den zerstöhrten Klöstern und Schlössern gesammelt hat. Sie alle zu nennen, würde Ihre Geduld ermüden und die meinige.— Das Verzeichniß, welches Lenoir hat drucken laßen, enthält 558 Nummern. Ein Beweis, wie häufig dieses Museum besucht wird, ist, daß innerhalb wenig Jahren die siebente Auflage von dieser Description historique et chronologique des monuments françois, par A. Lenoir, gemacht wurde. Der Portier verkauft sie für 2 Fr. 50 Cent. Zugleich gibt Lenoir

eine Beschreibung der französischen Alterthümer in sechs Heften heraus, mit ungefähr 250 Kupferstichen. Der Subscriptionspreis ist 60 Livres.

Lenoir wurde gleich im Jahr 1791, als die National-Versammlung die Klöster aufgehoben hatte, von der Commission des öffentlichen Unterrichts zum Aufseher über die franz. Alterthümer der Bildhauerkunst ernannt, welche im Kloster der Augustiner gesammelt wurden. In thätigere Hände hätte diese Direktion nicht leicht kommen können, als in Lenoirs. Mit unermüdetem Fleiße hat er alle Ruinen und Trümmer der Denkmähler aus den Zeiten der Monarchie gesammelt, und wieder hergestellt, welche man vor zehn Jahren in Frankreich, aus Haß gegen die Monarchie, zerschlagen hatte. Gregoire, damaliger Deputirte der Nationalversamm'ung, erließ damals drei Memoirs gegen das Zerstöhren der Freiheitsapostel, die in großer Anzahl in die Departements versandt wurden, und wodurch noch manches Monument vor dem Zerschlagen gerettet wurde. La Rauchefoucauld war damals Präsident. — Auf seinen Befehl wurden die Bücher und Manuscripte

aus den aufgehobenen Klöstern in die Klöster der Capuziner und Jesuiten zusammengebracht.

Das Museum der französischen Denkmähler liegt nicht weit von der Seine, (Plan von Paris Nro. 48.) und so ziemlich im Mittelpunkt der Stadt. Es wurde den 15ten Fructidor im Jahr 3 eröffnet. Für die Pariser ist es jeden Donnerstag und Sonntag von 10 bis 3 Uhr offen, für die Fremden hingegen jeden Tag. Doch fragt der Aufseher selten nach dem Passe oder der Sicherheitskarte.

Im folgenden Briefe die anderrn Säle des Museums.

Sechster Brief.

Paris.

Aus dem ersten Hofe tritt man dans la Salle d'introduction. Dieser enthält Monumente aus allen Jahrhunderten, chronologisch geordnet, und man sieht in ihm die Zustände der Kunst in verschiedenen Zeiten.

Zuerst steht ein alter gothischer Altar aus einem rauhen Steinblocke, den, der Inschrift nach, die pariser Schiffer (nautæ parisiaci) auf Erlaubniß des Tibers dem Jupiter errichtet haben. Die Basreliefs stellen Bacchus, Mercur und Venus vor. Man fand diesen Altar ihm Jahr 1712, als man in der alten Kirche Notre Dame, die

auf der Seine-Insel, im Mittelpunkte des alten Paris, liegt, Nachgrabungen anstellen ließ. (Plan von Paris Nro. 39). Noch drei andere celtische Altäre wurden damals gefunden, welche dem Bacchus und dem Merkur gewidmet waren, und die jezt, nebst der Göttin Nehalennia, hier aufgestellt sind.

Das Portal dieses Saals ist mit Säulen verziert, welche vom Schlosse Anet, dem Wohnsitze der schönen Diane, hieher gebracht sind.— Gleich am Eingange des Saals steht ihr Grab. Ihre Bildsäule knieet auf ihrem Sarkophage von schwarzem Marmor, der auf vier Sphinxen von weißem ruht. Sie starb 1566.

Gleich dabei steht das Monument des maltheser Großmeisters, Philipp von Villers. Es ist derselbe, der einmal eine Armee von 200,000 Türken von Rhodus vertrieb, der aber doch endlich, als Solimann selber die Belagerung übernahm, die Festung an die Türken übergeben mußte. — Carl V schenkte ihm Maltha, und hier gründete er nun auf's neue den Orden des heiligen Johannes von Jerusalem. Er starb im Jahr

1534, allgemein beweint von allen seinen Rittern. In dem Monumente hat Lenoir ein Basrelief angebracht, welches er zu Anet von einem Maurer kaufte, der es schon zu einem Bausteine bestimmt hatte. — Auf ähnliche Art sind viele Ueberreste der Bildhauerkunst des Mittelalters verlohren gegangen, und hätten nicht Lenoir und die Mitglieder der Commission des öffentlichen Unterrichts so eifrig dem Zerstöhren und Zerstreuen gewehrt, so wäre nur wenig gerettet worden.

An der Seite steht das Grabmahl der Familie von Villeroy. Oben kniet die marmorne Bildsäule des Vaters, — an der Seite ist sein Sohn François de Neufville und seine Schwiegertochter, die schöne Madelaine von Aubespine, — eine Frau, die zu den schönsten und gebildetsten Frauen am Hofe Carl IX gehörte.

Die Marmorarbeiten an diesem Grabmahle haben alle eine seltene Vollendung, aber besonders schön ist die Bildsäule der freundlichen Frau von Villeroy. — Ihr Mann war Staatssekretär unter vier Königen, Carl IX, Heinrich

III, Heinrich IV und Ludwig XIII. Im vier und zwanzigsten Jahre wurde er schon Staatssecretär, und starb auf einer Versammlung der Stände zu Rouen im Jahr 1617, in einem Alter von 74 Jahren. Er nahm den Ruf eines rechtschaffenen Mannes und eines menschlichen Ministers mit in sein Grab.

Indem man weiter geht, kommt man zu drei Grazien, die mit dem Rücken leicht an einander gelehnt sind, und auf dem Kopfe eine Urne von Bronze tragen, in welche das Herz von Heinrich II und von Catharina von Medicis kommen sollte. — Germain Pilon hat diese Grazien gearbeitet, sie werden für die beste Bildhauerarbeit gehalten, die er gemacht hat.

Das Monument Heinrichs I, Herzogs von Longueville, steht an der Seite. Vier schöne weibliche Figuren, — die Stärke, die Gerechtigkeit, die Mäßigkeit und die Klugheit, — gearbeitet von Michael Anguier, stehen auf den vier Seiten. Vorzüglich schön hat der Künstler den Kopf der Klugheit gearbeitet, — es sind griechische Umrisse, die aber nicht die Kälte der

griechischen Figuren unserer Künstler haben, die das Leben der Griechen nur im Steine sehen. Wenn ich mir eine Bildsäule hier wählen dürfte, so wäre es diese. Man verliebt sich in das kleine feine, geistreiche Köpfchen, wenn man es lange ansieht.

Auf dieses folgt das Grabmahl des großen Kanzlers von Hopital. Auf schwarzem Marmor steht mit goldenen Buchstaben:

Si fractus illabitur orbis
impavidum ferient ruinæ.

Rechts steht in einer kleinen Kapelle Franz des Ersten Monument; — das größte und schönste von allen. Den Schluß dieses Saals machen die prächtigen Denkmähler der Cardinäle Richelieu und Mazarin.

Aus diesem Saale tritt man in den Saal des 13ten Jahrhunderts. — Ein dunkles stilles Gewölbe, in das die alten gemahlten Fenster nur wenig Licht einlaßen. Die Decke ist blau gemahlt, mit weißen Sternen. Inwendig steht über der Thür, in alter, kaum leserlicher Mönchsschrift: Etat des arts au treizième siècle. — Die

Grabmähler sind sich in diesem Saale fast alle gleich. Auf Särgen von grauem Steine liegen die Bildsäulen ausgestreckt im Todtengewande, mit gefaltenen Händen. — Die Bildsäulen Philipps III und der Isabelle von Arragonien sind von Marmor, so wie auch die von Robert, Grafen von Clermont.

Die beiden ersteren Statüen wurden von St. Denis hieher gebracht, die letztere aus dem vormaligen Jakobinerkloster. — Hier sieht man noch ein altes Basrelief aus gewöhnlichem Sandstein, welches einen Heiligen vorstellt, der mit Pferden auseinander gezogen wird; wo eine Wahrheit in den kleinen Köpfen liegt, die man in ähnlichen neueren Werken nicht findet.

Der Saal des vierzehnten Jahrhunderts, der an diesen anstößt, ist noch nicht vollendet. In der Mitte steht Carls des Weisen und seiner Gemahlin, Johanna von Bourbon, Grabmahl, unter einer kleinen gothischen Kapelle, die von St. Denis hieher gebracht wurde. Carl starb im Jahr 1380. Er ist der, welcher die erste Bibliothek dadurch stiftete, daß er einige Dutzend Bücher in

einem Thurm des Louvre aufstellen ließ, der davon den Namen: Tour de la librairie, erhielt. Dieses ist die erste Grundlage zu der nachherigen großen königlichen Bibliothek, die aus mehreren 100,000 Bänden bestand; — die später, als Nationalbibliothek, in der Rue de la loi noch beträchtlich vermehrt wurde, — und die jezt, als kaiserliche Bibliothek, wieder zurück in's Louvre gebracht wird.

Im Saal des 15ten Jahrhunderts ist das Monument des Geschichtschreibers Philipp de Comines. Seine und seiner Frauen Statue, in gewöhnlichem Sandstein, liegen über einen Basrelief von weißem Marmor, welches den heiligen Georg mit dem Drachen vorstellt. — Dieses ist ganz vorzüglich schön gearbeitet, und besonders die Arabesken haben eine Feinheit und Zartheit, wie man sie selten sieht. — Sie wurden von Paul Ponce gearbeitet.

Wie der Historiker und St. Georg mit dem Drachen zusammen kommen? — Auf die einfachste Weise von der Welt. Der sandsteinerne Historiker, mit seinem sandsteinernen Sarge, war sonst

bei den Augustinern, — und der marmorne Ritter Georg, mit dem marmornen Drachen, auf dem Schlosse von Gaillon. Georg von Amboise, Minister Ludwigs XII, hatte dieses Basrelief von seinem Bildhauer, Ponce, arbeiten laßen, und dachte wohl nicht daran, daß dieses noch einmal zur Ruhestätte eines Geschichtschreibers dienen würde, der damals bei den ehrwürdigen Vätern Augustinern lag. In der Revolution, wo so vieles seinen Platz verlaßen mußte, um, wie man sich vor 12 Jahren ausdrückte, die natürliche Stelle zu finden, wo jeder Körper und jede Sache zum Gleichgewichte und zur Ruhe kam, — mußten dann auch der Historiker und der Ritter Georg das große Augustinerkloster und das Schloß von Gaillon verlaßen, um in den kleinen Augustinern sich zusammen zu finden, und übereinander zur Ruhe zu kommen. Il faut que toutes les choses ayent leur position naturelle, c'est la première loi de la révolution, — sagte man damals im Jakobinerklub.

In der Mitte dieses Saals steht Ludwigs

XII Denkmahl, welches von St. Denis hieher gebracht wurde. Ein Sarkophag, der auf vier Pfeilern ruht, auf dem oben die Bildsäulen Ludwigs und seiner Gemahlin liegen. Unten sitzen 12 kleine Apostel in Marmor, mit recht schön gearbeiteten Köpfen. Die alten Künstler scheinen vor unsern neuern den Vorzug einer größern Wahrheit und eines bestimmteren Ausdrucks zu haben. — Sie bildeten sich nicht, wie die neuern, nach den Griechen, aber sie bildeten sich, wie die Griechen, nach der Natur. In ihren Köpfen ist ein bestimmtes Leben, das den Zuschauer anspricht und als bekannt zu ihm hintritt. In den frommen Gemüthern der Vorzeit spiegelte sich das Leben deutlich ab, und wurde gewisser erkannt und sicherer wieder gegeben. Das Leben des Künstlers war nicht schwankend und zweifelnd, und wurde nicht bewegt von allerhand Wind der Lehre. Das, was sich in seinem Innern gestaltete, was in seiner Seele sich aufrichtete, stellte er dar, ehe sein Auge noch ungewiß geworden war, an den mannichfaltigen Studien der verschiedenen Schulen und der verschiedenen Manieren.

Auf einem dabeistehenden Cenotaphe von schwarzem Marmor liegen die Leiber von Ludwig XII und Anna von Bretagne, aus weißem Marmor, der durch die Länge der Zeit gelblich geworden ist. — Ponce hat hier nicht den Königen geschmeichelt, und gezeigt, daß sie nur gewöhnliche Menschen sind. — Die Körper sind beinahe nackt, die Hals- und Brustknochen stehen spitz hervor, — der Mund ist, da die Muskeln im Tode nachließen, offen gefallen, und um ihn sind die schlaffen Züge des Todes. Der Bauch ist zusammen gefallen, und man sieht noch die Oeffnung, aus der die Eingeweide herausgenommen wurden, und die wieder zugenäht ist. — Die Brüste der Anne von Bretagne hangen schlapp und verwelkt herunter, — die Zehen an den magern Füßen stehen getrennt von einander und die Nägel sind wie bei Todten. — Alles hat eine so fürchterliche Aehnlichkeit, daß man vor den marmornen Todten schaudert. Wahrer und ergreifender kann wohl kein todter Körper in Marmor dargestellt werden.

Ich trat, als ich das erstemal hier war, in

einer sehr stillen heiteren Stimmung in diesen Saal. Aber diese todten Körper von Marmor brachten mich bald in eine so ganz entgegengesezte Stimmung, daß ich den Saal verlaßen mußte, und unfähig war, länger zwischen diesen Denkmählern der abgeschiedenen Jahrhunderte zu bleiben.

Siebenter Brief.

Paris.

Die Säle, in welchen die Denkmähler nach den verschiedenen Jahrhunderten geordnet sind, liegen um den Kreuzgang, welcher hier, so wie in allen Klöstern, um einen kleinen Hof herumgeht. — Die Bogen des Kreuzganges sind zum Theil mit Fensterscheiben von gemahltem Glase ausgefüllt, — unten stehen Blumen, die zwischen den Fenstern hinauf wachsen.

Der kleine Hof, welchen der Kreuzgang einschließt, ist ein grüner Rasen mit Bäumen bepflanzt, — unter denen wieder ein Theil der Denkmähler zerstreut steht. Um die weißen Bildsäulen aus Marmor ranken die Weinreben die Pappeln

hinauf, und die weißen Denkmähler schimmern nur schwach zwischen den herunterhängenden Reben durch.

Im Saal des 16ten Jahrhunderts stellt eine Statue von weißem Marmor Franz I im Tode dar. Zwei andere stellen Heinrich II und Catharina von Medicis in Hofkleidung vor. — Es stehen hier zwei Büsten von Heinrich II und Heinrich III von Alabaster, die so ganz verwittert sind, als wenn sie mit grauem Grind überzogen wären. Ich weiß nicht welche äussere Umstände zu dieser starken Zersetzung der Kalkerde und Schwefelsäure beigetragen haben. Sie waren sonst auf dem Schlosse von Raincy.

Hier ist auch Cousins Denkmahl, von dem Lenoir in der Déscription des monuments françois folgendes sagt: Nro. 253. On voit ici le tombeau de Jean Cousin, que j'ai composé avec deux figures en albâtre, exécutées de sa main. Voici l'inscription: A la mémoire de Jean Cousin, peintre et sculpteur, fondateur de l'école françoise; mort en 1560. Man hat den guten Cousin auch mit dem Marmor betrogen. Es ist

gewöhnlicher Sandstein, den man mit Oelfarbe zu Marmor gemahlt hat. Nicht viel besser hat es Jean Gougeon, der berühmte Architekt und Bildhauer, welcher am Bartholomäustage mit einem Flintenschuß getödtet wurde. Die Pilastres an seinem Denkmahl sind aus Gyps: „et c'étoit le sculpteur le plus habile qui ait paru en France: il avoit obtenu le titre glorieux de Phidias françois. „Um das Andenken eines so berühmten Künstlers zu ehren, — fährt Lenoir fort, habe er geglaubt ihm ein Monument hier errichten zu müssen." Aber was sind so ephemere Monumente, von Einzelnen errichtet? Sollen es Denkmähler der französischen Bildhauerkunst seyn? — Oder wenn das nicht ist, was ist ihr Zweck und was bringt sie in den Saal des 16ten Jahrhunderts? — Aber man muß sich gewöhnen, über solche barocke Zusammensetzungen der Zwecke hinwegzusehen, wenn man in Paris ist. Nicht scrupulös seyn, — das ist, wie die Franzosen wissen, das beste Mittel, um in kurzer Zeit vieles auszuführen, das fast aussieht, wie ein gedachtes und verständig geordnetes Kunstwerk. —

Ist man erst ein paar Monathe hier, dann gewöhnt man sich auch schon so sehr hieran, daß man vieles, was anfangs das Auge beleidigte, kaum mehr bemerkt. Die Pariser, die dieses von Jugend auf täglich sehen, — sind so daran gewöhnt, daß sie sich über den Fremden verwundern, der sich über so etwas wundern kann.

Im Saale des 17ten Jahrhunderts steht gleich links das Denkmahl von Lebrun. Auf einer Pyramide ist sein Brustbild befestigt, an deren Fuß die Frömmigkeit und die traurende Mahlerkunst sitzen, und auf die Büste zeigen. — Folgende Inschrift, die das Glaubensbekenntniß seiner Zeit über seine Verdienste enthält, ist zu merkwürdig, als daß ich sie Ihnen nicht zum Theil abschreiben sollte. Alle unterstrichene Worte sind vor 12 Jahren, als die Franzosen keine Könige mehr haben wollten, in der Inschrift ausgehauen worden.

A la mémoire de Charles Lebrun, Ecuyer, sieur de Thionville, premier peintre du Roi, directeur des manufactures royales des Gobelins, directeur chancelier de l'academie royale de

peinture et de sculpture. Son génie vaste et superieur le mit en peu de temps au-dessus de tous les peintres de son siècle. Ce fut lui qui forma la célèbre académie de peinture et de sculpture que Louis le Grand a depuis honorée de sa royale protection, qui a fourni des peintres et des sculpteurs à tout l'Europe, où elle a toujours tenu le premier rang. L'académie de dessin de cette superbe Rome, qui avoit eu jusqu'à présent l'avantage des beaux arts sur toutes les autres nations, le reconnut pour prince en 1676 et 1677, u. ſ. w.

Hier iſt auch das Monument des Miniſters Louvois, der mit einem recht vornehmen Miniſter-Air auf ſeinem marmornen Sarge liegt.

Nicht weit von ihm ſteht in der Mitte des Saals Lafontaine's Bildſäule von rothem Gyps, auf einem mürben Piedeſtal aus Holz, um das unten ein Seil gebunden iſt, damit es nicht auseinander gehe.

Dann Ludwig XIII in Bronze. An der

einen Seite steht Richelieus Büste, und an der anderen Mazarins.

Ferner Ludwigs XIV Bildsäule von weißem Marmor. Man hielt ihn für einen der schönsten Männer in Frankreich, und, nach dieser Bildsäule zu urtheilen, hat man nicht ganz Unrecht gehabt. An der einen Seite steht die Büste von Türenne und an der andern die von Conde.

Auch sieht man in diesem Saale das Denkmahl vom großen Colbert. Auf einem Sarkophage von schwarzem Marmor liegt Colberts Bildsäule betend. Zwei Genien, der Ueberfluß und die Treue, sitzen traurend am Fuße des Denkmahls. Colbert starb im Jahr 1683. Dieses Denkmahl stand sonst in der Kirche von St. Eustache.

In einer Fensterbank liegt noch ein Fuß der colossalen bronzenen Statue Ludwigs XIV, die sonst auf dem Vendomeplatz stand. Dieses ist das einzige, was von ihr gerettet worden. Von der großen Zehe bis an die Ferse mißt dieser Fuß 30 Zoll.

In den Fenstern dieses Saals sieht man sehr

schöne Glasmalerei, die Perrin im J. 1651 nach den Zeichnungen von Le Sueur mahlte.

Im Kreuzgange liegen noch eine Menge Gesimse, Säulen und Werkstücke von Bronze, die vielleicht erst in 10 Jahren alle aufgestellt und festgemauert werden. — Das Gebäude ist verfallen, es regnet an vielen Orten durch, und bedarf sehr große Reparaturen, besonders weil es nicht solide gemauert, sondern aus Holz und Steinen zusammen gesezt ist. Unter den Büsten, die hier umherliegen, sieht man die von Crebillon, die von dem berühmten Mechaniker Vauconson und die von Mansart comes sayonensis, dem Baumeister des Invalidentempels, des Schlosses zu Versailles und zu Trianon.

Die Bildsäule der Freiheit und die Bildsäule der Gleichheit, aus Gips, welche sonst bei den republikanischen Festen gebraucht wurden, stehen jezt friedlich in einer dunklen Ecke, neben einem großen Crucifixe, welches auch sonst gebraucht wurde, und warten auf ihre Aufstellung unter den Alterthümern. Alles hat seine Zeit, sagt Salomo.

Der kleine Hof, in den man aus dem Kreuzgange

tritt, ist mit Pappeln, Akazien, Eschen und mit allerhand Strauchwerk und Blumen bepflanzt. Die Statuen, welche hier stehen, sind fast alle aus weißem Marmor und knieend. Größtentheils sind es Aebte u. Aebtissinnen aus den aufgehobenen Klöstern, deren Särge man da ließ, indem man bloß die Bildsäulen abnahm, die auf ihnen lagen.

Abälards und Heloisens Urne, aus röthlichem Marmor, steht hier unter einem kleinen Gebüsch. Unter einer Pappel steht eine Säule mit einer Urne, in der das Herz von Rohault ist, dem Schüler und Freunde Descartes.

Heinrichs des Vierten Bildsäule von weißem Marmor, gefertigt durch Barthelemy Prieur, steht hier unter Reben und von Reben beschattet.

An der Westseite des Hofes haben sich die Weinstöcke, die Pappeln und die Mauern hinaufgeschlungen, bis nahe an's Dach. Lange Reben voll Trauben hangen an den eingemauerten alten Basreliefs herunter, und verdecken sie. Sie glauben nicht, wie wohl es thut, wenn man hier einmal etwas wild und frei wachsen sieht, das, bloß

getrieben von innerer Lebensfülle, ledig ist aller Regel der regelrechten Franzosen.

Das Auge gewöhnt sich bald, über die kleinen Thorheiten der modernen Zeit hinwegzusehen, und ungestöhrt zwischen diesen Denkmählern entschlafener Jahrhunderte herum zu irren. Es ist hier alles versammelt, was ein halbes Jahrtausend hindurch ein ganzes Volk unter seinen verschiedenen Herrschern that und erlebte. — Wo gibt es eine Stelle, wo man die Geschichte von Frankreich besser studieren könnte, als hier unter den Denkmählern seiner Könige und Großen, — in den dunklen Hallen der entfernten Jahrhunderte? oder sitzend unter den Trauerweiden, auf den Schwellen der Denkmähler, die im einsamen Garten den Einsamen umgeben, und die ferne Vergangenheit wieder in die Gegenwart bringen.

Achter Brief.

Paris.

Obschon die Ausstellung von Davids Sabinerinnen schon vier Jahre dauert, so wird doch dieses berühmte Gemählde noch immer besucht. Man versichert, daß diese Ausstellung dem Mahler David 60,000 Fr. eingetragen habe. Wenn man sieht, wie viele Menschen noch täglich das Gemählde besuchen, so findet man dieses nicht unwahrscheinlich, obschon der Einlaßpreis nur 36 Sous ist. Am Eingange erhält man vom Aufseher eine kleine Schrift, in der sich David über das Gemählde erklärt und die Vorwürfe beantwortet, die man ihm vielleicht darüber machen

würde, daß er es für Geld sehen läßt. Er sagt daß dieses nicht neu sey, und führt als Beispiele: Zeuxis unter den Griechen, Van Dyk unter den Niederländern, und West unter den Engländern an, die sich ein bedeutendes Vermögen durch die Ausstellung ihrer Meisterstücke erwarben. Zeuxis habe nachher seine Gemählde seinem Vaterlande geschenkt, weil sie ohnehin kein Privatmann habe bezahlen können. „Und, fährt David fort, der Tragödienschreiber nimmt Geld für die Gemählde seiner Phantasie, die er durch lebende Personen darstellen läßt, warum soll der Mahler nicht dasselbe thun? — Ist das Gemählde verkauft, so geht es oft in's Ausland, oder wenn es im Lande bleibt, so sieht es nur der Besitzer und wenige seiner Freunde, und das Publikum, wenn der Besitzer liberal ist, vielleicht zu Zeiten, aber dann doch nicht mit der Muße, die es bei der Ausstellung des Gemähldes sich um einen kleinen Preis erkauft. — Dann hat diese Ausstellung noch das Gute, daß von der einen Seite sich der Geschmack des Publikums bildet, und daß von der anderen Seite der Künstler, der selten vom Glück begünstigt ist, un-

abhängiger von den Reichen wird, und seine Meisterstücke endlich, wie Zeuxis, dem Vaterlande schenken kann."

David hat schon ein paar Gemählde dem Vaterlande geschenkt. — Junius Brutus und der Schwur der Horatier, die jezt in der Galerie des Erhaltungs-Senats hängen. Man sagt, daß er die Sabiner auch verschenken will, weil keiner die Summen dafür bezahlen wird, die David für das Gemählde fodert.

Das Gemählde ist über 10 Fuß lang und über 8 F. hoch, und mit aller Pracht aufgestellt. Die Fassung ist ein anderthalb Fuß breiter vergoldeter Rahmen. Gegenüber steht ein großer Spiegel, in dem man das Gemählde zum zweitenmahl sieht. Eine kleine Barriere ist zwischen dem Gemählde und den Zuschauern. Rothsammetne Sophas stehen für diese bereit. Der große Saal ist hellblau und ganz einfach verziert, — es ist derselbe, wo sich sonst die Akademie der Baukunst versammelte, im Nationalpallaste der Künste und Wissenschaften (dem Louvre). Damit sich niemand in dem großen Gebäude verlaufe, so ist unten an der Trep-

pe, oben, und auf den Gängen überall auf die Wand geschrieben: Le tableau des Sabines. Eine Aufmerksamkeit, die sehr angenehm an einem Orte ist, wo man niemand findet, der einen zurecht weisen kann.

„Die Römer hatten die Töchter der Sabiner bey einem Feste geraubt, das Romulus veranstaltet, und zu dem er die Sabiner eingeladen hatte. Nach drei Jahren wollte Tatius, König der Sabiner, sich an den Römern wegen dieses Raubes rächen, und zog mit Heeresmacht gen Rom. Die Römer zogen ihm entgegen und das Treffen begann.

Romulus und Tatius sind vom Pferde gesprungen, und wollen die Sache, nach Sitte der Zeit, durch Kampf auf Leben und Tod entscheiden. Diesen Moment hat David in seinem Gemählde aufgefaßt. Tatius hat seinen Wurfspieß geworfen, den Romulus mit dem Schilde aufgefangen, — er liegt mit gebogener Spitze an der Erde. Romulus ist im Begriff den Wurfspieß zu schleudern, und Tatius hat schon das Schwerdt gezogen.

In diesem Augenblicke kommen die Sabinerinnen herbeigeeilt und stellen sich zwischen ihre Väter, ihre Brüder und ihre Männer. Hersilia, die Gemahlin des Romulus, stellt sich zwischen Romulus und Tatius, und blickt ihren Mann mit liebevollem, mahnendem Blicke an. Auf dem Schilde des Romulus steht die Wölfin, die ihn und seinen Bruder säugte, und unter ihr: ROMA. Eine andere Sabinerin hat weinend die Kniee des Tatius umfaßt, und zeigt auf die kleinen Würmchen die an der Erde liegen, entsproßen aus römischem und sabinischem Blute. Zwei Knaben liegen, schreiend und weinend, über einander an der Erde. Dieses sind wohl nicht die des Romulus. Ein dritter kriecht auf allen vieren und sieht ganz vergnügt bei der Sache aus. Ein vierter, noch kleinerer, liegt auf dem Rücken und saugt am Däumchen. Vor Romulus knieet eine alte häßliche Frau. Was diese will erräth man nicht, denn diese haben die Römer schwerlich mitgestohlen, da sie auch wohl vor drei Jahren schon aufgehört hatte jung zu seyn. Die Tochter des Tatius liegt zu seinen Füßen und hält ihr Kind im Arm. — Eine andere Sabine-

rin, der man jene weibliche Entschlossenheit und Beredsamkeit ansieht, der der größte Mann nicht widerstehen kann, springt auf einen Altar und hält ihr Kind den Speeren der Sabiner entgegen.

Die Krieger geben den Gründen der Weiber nach, — die sabinischen Hauptleute winken ihren Mitstreitern, vom Kampfe abzulaßen. Die Römer stecken ihre Helme auf die Schwerter und heben sie in die Höhe, als Zeichen des Friedens. — Der Anführer der römischen Reuter steckt sein Schwert in die Scheide. — Der Kampfplatz ist in der Nähe der Stadt. Im Hintergrunde sieht man den tarpejischen Felsen. Auf den Mauern stehen römische Bürger, die die Stadt bewachen; auf der Spitze des Berges liegt das herrliche, von Säulen getragene Capitolium.

Bei dem Gewirre des Gefechts und der großen Anzahl der Gegenstände übersieht man doch Alles leicht, und das Auge wird nicht verwirrt. Ich habe nie das Verhältniß des Hintergrundes zum Vorgrunde so gut ausgeführt gesehen, als hier, und ungeachtet der Menge der Figuren sieht man gleich, was da ist. Und doch ist der Hinter-

grund nicht matt und undeutlich, um dem Vorgrunde nicht zu schaden. Man sieht alles was da vorgeht, aber erst später, wenn man mit dem Gemählde vertraut wird, treten die Figuren des Hintergrundes wie von selber hervor, ohne daß sie verwirren, und ohne daß sie lästig werden durch ihr Daseyn, wie man dieses so oft bei großen Gemählden sieht. Von dieser Seite läßt das Gemählde nichts zu wünschen übrig. Die Farben sind schön, und in der Körperzeichnung sieht man das fleißige Studium der Antike und der Anatomie.

Ich habe es zweimal, und jedesmal beinah anderthalb Stunden gesehen. Aber immer war bei aller Schönheit des Gemähldes doch etwas fremdes da, welches mich verhinderte damit vertraut zu werden und es lieb zu gewinnen. Es scheint mir, daß dieses Fremde in der theatralischen Stellung der Hersilia liegt. — Ihr weit vorgesetzter Fuß, — ihre ausgebreiteten Arme, und etwas mechanisch Besonnenes in ihr, das man bei allen Schauspielerinnen trifft, weil sie immer fünf Minuten zuvor wissen was kommen soll, — alles dieses scheint das Vaterland des Gemähldes und des

Mahlers zu verrathen. Eine schöne Schauspielerin vom Théatre françois stellt sich vielleicht so zwischen Romulus und Tatius wie hier Hersilia, — aber eine edle Römerin, die Mutter zweier Römer, hatte wohl eine keuschere und weniger künstliche Stellung. Da die Hersilia im Vorgrunde des Gemähldes steht, und die Hauptperson ist, so leidet natürlich das Ganze sehr, so bald man in dieser mehr eine Actrice als eine Römerin sieht.

Zu den kleinen Unbegreiflichkeiten des Gemähldes, die aber vielleicht mehr ihren Grund im Zuschauer haben, als im Gemählde, gehört noch folgendes: Warum gab David dem römischen Pferde keine Zäume? Ein Pferd ohne Zaum ist gar nicht lenkbar, und die Domesticirung des Pferdes hat sicher mit dem Zäumen angefangen. Des Tatius Rappe hat einen Zaum, — und des Romulus Brauner scheint schon einen Sattel zu haben, bestimmt kann man es nicht sehen, wegen der gewandten Figur des Pferdes. David hat gewiß seine Gründe gehabt, warum er dem römischen Pferde keine Zäume gab, — nur sehe

ich sie nicht ein. Uebrigens wird man nicht leicht schönere Pferde sehen, als diese hier von David.

Ferner macht der Waffenknabe des Romulus, welcher vom Kampfplatze eilt, ein so jämmerliches, ängstliches Gesicht. Ist er nicht ein Römer? — Freut er sich nicht des Kampfes? — Oder ist das, was wie Angst aussieht, bloß Verdruß darüber, daß die Sache so friedlich durch die Weiber endigen will? In diesem Falle ist der junge Mensch eine schwere Aufgabe für Physiognomik.

Romulus ist als ein feiner Jüngling dargestellt. Das, was wir von seinen Lebensumständen wissen, läßt vermuthen, daß er wohl ein wenig mannhafter und rauher ausgesehen habe. Doch der Mahler darf im Helden den Begünstigten der Götter darstellen, der mit seinem edlen Gliederbau über die rohe Stärke siegt, und dem die Schläfe schon bekränzt ist, vor des Kampfes Beginn.

Das Louvre, sonst der Sitz der Könige, ist jezt die Wohnung der Gelehrten und Künstler. Hier ist die größte Gemählde- und Antikensammlung, die es in Europa giebt, — und damit alles Große hier versammelt sey, so wird auch noch die

große Bibliothek, die jezt in der Straße des Gesetzes ist, hieher gebracht. Weil die Bibliothek gerade der Oper gegenüber liegt, und weil bei aller Vorsicht die Oper noch einmal abbrennen wird, wie das schon mehrmals geschah, so fürchtet man für diesen ungeheuren Bücherschatz von 400,000 Bänden, und das Gouvernement hat deswegen beschlossen, daß sie nach dem Louvre gebracht werden soll. Es hat zugleich die 3 Millionen Fr. bewilligt, welche der Büchertransport und die neuen Einrichtungen für die Bibliothek im Louvre kosten. Die Bibliothek wird den Theil des Louvre einnehmen, der an der Seine liegt, und an dem jezt sehr stark gebaut wird.

Das Louvre bildet ein gleichseitiges Viereck, welches einen großen Hof einschließt, in den vier Pforten führen. Vier Thürme stehen auf den vier Ecken, und auf dem Pavillon, der über dem Thore ist, welches nach dem Museum Napoleon führt, steht der Telegraph.

Sechs Jahrhunderte lag das Louvre ausserhalb Paris, und erst um's Jahr 1380 kam es innerhalb der damaligen Ringmauer. An dem

Louvre ist beständig abgebrochen und gebaut worden, aber es ist nie vollendet worden. — Nie dauerte ein Ministerium lange genug, um die großen Plane zu vollenden, die man für's Louvre entwarf. Der folgende Minister wollte entweder die Plane seines Vorgängers nicht ausführen, oder es fehlte an Geld, — und der Glaube, daß das Louvre nicht könne vollendet werden, ist in Paris so fest, daß man von den jetzigen Arbeiten, die die Regierung am Louvre vornehmen läßt, nicht glaubt, daß sie vollendet würden. Jezt, da Chaptal das Ministerium des Innern verläßt, — hat diese Unwahrscheinlichkeit wieder sehr zugenommen.

Dufrenes sagte einmal zu Ludwig XIV. Er könne das Louvre nie sehen, ohne in sich selber zu sagen: Superbe monument de la magnificence d'un des plus grands rois, qui de son nom ait rempli la terre, palais digne de nos monarques, vous seriez achevé, si l'on vous eut donné à l'un des quatre ordres mendiants, pour tenir son chapître et loger son général.

Unter Colbert wurde die große östliche Fas-

sade des Louvre nach den Zeichnungen von Claude Perault gebaut. — Die Geschichte dieser Faßade ist merkwürdig und beweist, daß vor 150 Jahren die Franzosen gerade so waren wie jezt. Der Bau der Faßade beschäftigte den ganzen Hof, und man sprach von nichts als von Baukunst und vom Louvre und von der großen Faßade. In Paris sprach man natürlich wie bei Hofe, bloß von der Faßade des Louvre und von Baukunst, und selbst die Schönen unterhielten sich eben so gelehrt über die Säulenordnungen, als jezt über die 24 Classen von Linne et sur la nouvelle nomenclature dans la chemie. Es hieß nun: Wer soll den Plan dazu machen? In Frankreich war niemand, dem man etwas, was das Meisterstück der neuern Baukunst werden sollte, hätte anvertrauen dürfen. Man machte deswegen dem berühmten Ritter Bernini in Rom Anträge nach Paris zu kommen, und den Plan zur großen Faßade des Louvre zu entwerfen. Er kam. Wo er durchreiste, wurde er von dem Magistrat der Städte im Nahmen des Königs bewillkommt, und ihm die Ehrengeschenke überreicht. — Be-

diente aus der Hofküche bereiteten ihm das Essen auf seiner Reise. Als er in Paris ankam, bezog er ein Hotel, welches mit den Möbeln der Krone meublirt war. Seine Plane wurden vom Hofe angenommen, und der Grundstein zur großen Fassade vom Könige selber gelegt. — Der Ritter Bernini konnte sich nicht entschließen, den Winter über in Paris zu bleiben. Er reiste zurück nach Italien, beschenkt mit 3000 Louisd'or und einem Gehalt von 12,000 Livres. Als er weg war, gefielen seine Zeichnungen nicht mehr, — man legte sie bei Seite, nahm die von Claude Perault, einem Arzte, und dachte weiter nicht mehr an die von Bernini, dem auch nun seine Pension von 12,000 Livres sehr nachläßig ausgezahlt wurde.

Die Colonnade besteht aus etlichen vierzig corinthischen Säulen. Sie stehen paarweise und sind nur Verzierungen des Gebäudes. Da sie auf dem Erdstock stehen, so kann man weder unter ihnen gehen, noch sie in der Nähe sehen. Auch führt aus dem ersten Stock keine einzige Thür unter diese Säulenreihe. Auf den Fremden thun sie wenig

Wirkung, und er fragt sich vergebens, woher es komme, daß man in Paris von dieser Faßade versichert, daß sie le plus beau morceau d'architecture moderne sey, qu'il y ait dans l'univers.

Der Verfasser der Curiosités de Paris, sagt von ihr: Ce monument publièra d'une voix plus éclatante que toutes les trompettes de la Renommée, qu'il n'est aucun sublime dans les arts comme dans les lettres où l'esprit du François ne puisse atteindre, quand son vol sera soutenu par le goût du grand, et par les encouragements de ses compatriots.

Indem man die Beschreibungen der Franzosen gibt, beschreibt man sie zugleich mit, — und ich kann, wenn ich mich nur auf's Abschreiben lege, sie und ihre Merkwürdigkeiten zugleich darstellen.

Neunter Brief.

Paris.

Die große Gemählde-Galerie des vormaligen National-Museums, jezt Museum Napoleon, ist in der langen Galerie aufgestellt, welche vom Louvre an die Seine herunter nach dem Schloß der Tuilerien läuft. (Plan von Paris Nro. 12.)

Der Eingang ist nicht im großen Hofe des Louvre, sondern in einem Nebenhofe, links vom Telegraphen. Am Eingange zeigt man einem Aufseher die Sicherheitskarte, oder seinen Paß und man hat dann als Fremder jeden Tag, von 10 bis 4 Uhr, freien Zutritt, ausgenommen Freitags, wo die Galerie, wegen der Wegräumung der Mah-

zu Seite 120

5	Place de Concorde
7	Capucines
8	Place de Vendome
9	Cidevt Jacobins
13	theatre français
14	Palais du tribunal - Cidevt royal
15	l'Opera
16	bibl. nationale
18	place Victoire
19	la poste
20	halle aux bleds
23	marché des innocens
25	le temple
30	grand arsenal
31	bastille
32	les aveugles
36	place Desaix
37	palais de Justice
39	notre Dame
46	palais du corp legislat.
48	les monuments français
49	le monois
50	S. Suplice
52	Sorbonne
53	College de france
54	le pantheon
56	Jardin des plantes
59	les Sourds & muets
61	l'observatoire

zu Seite 120

Plan von
PARIS
gezeichnet und gestochen von
Gottl. Rautenbach
RIVIERE DE SEINE
Champ de 42 Mars
44 école militaire
5 Place de Concorde
7 Capucines
8 Place de Vendome
9 Cidevt Jacobins
13 theatre français
14 Palais du tribunal - Cidevt royal
15 l'Opera
16 bibl. nationale
18 place Victoire
19 la poste
21 halle aux bleds
23 marché des innocens
25 le temple
30 grand arsenal
31 bastille
32 les aveugles
36 place Desfaix
37 palais de Justice
39 notre Dame
46 palais du corp legislat.
48 les monuments français
49 le monois
50 S. Suplice
52 Sorbonne
53 College de france
54 le pantheon
56 Jardin des plantes
59 les Sourds & muets
61 l'observatoire

lergestelle und des Reinigens geschlossen bleibt. — Des Sonnabends und Sonntags ist sie für jedermann offen.

Man steigt eine breite Treppe hinauf, und kommt in den ersten Saal, der durch die Kuppel erleuchtet wird. Hier hangen vermischte Gemählde aus verschiedenen Schulen. Aus diesem tritt man rechts in die lange Galerie, die von beiden Seiten Fenster hat, und wo man von der einen Seite auf den Carusselplatz und von der andern auf die Seine sieht. — Dieser Saal ist so lang, daß man kaum bis an's Ende sieht. Er nimmt die Hälfte der langen Galerie ein, die vom Louvre nach den Tuilerien führt, und von der ich Ihnen schon früher sagte, daß sie eine halbe Viertelstunde lang sey.

Am Eingange hangen die Gemählde aus der franz. Schule, unter denen sich besonders die großen Schlachtstücke von Lebrün auszeichnen. Aus dieser Schule hangen 143 Gemählde hier.

Dann folgt die niederländische Schule mit mehr als 480 Gemählden, und auf diese die italiänische Schule, die etwas über 300 zählt, und den

Beschluß der Galerie macht. In allem hangen in diesem Saale neunhundert und etliche zwanzig Gemählde.

Ich will Ihnen einige aus der niederländischen Schule nennen, die mir vorzüglich gefallen, und bei denen ich gewöhnlich verweile, wenn ich die Galerie besuche. Nur dadurch, daß man das Museum oft besucht und nur wenige Gemählde auswählt, die man näher kennen zu lernen sucht, kann man der drückenden Verwirrung entgehen, die man gewöhnlich aus großen Galerien mitnimmt, wo man unter der Menge der Gegenstände erliegt, und von keinem eine klare heitere Vorstellung mit nach Hause bringt.

Von Van Steen besizt das Museum fünf Gemählde. Nro. 565 ist ein Frauenzimmer, die unpaß ist. Sie ist eben aufgestanden, und sizt im Sessel. Der Arzt steht vor ihr und fühlt ihr an den Puls. Er sieht ernst über sie weg und verläßt sich, in der Bestimmung der Krankheit, bloß auf seinen Finger und die Anzahl der Pulsschläge. Neben ihr steht eine Art von Kammermädchen die weggehen will, aber doch aus Neu-

gierde stehen bleibt, und den Arzt mit einem zweideutigen Lächeln betrachtet. „Ob es der gelehrte Herr wohl treffen mag?“ Das Kammermädchen scheint die Krankheit zu kennen, auch ohne den Puls zu fragen. In ihrem Blicke liegt etwas von jenem collegialischen Zutrauen, das die Mädchen gewöhnlich gegen einen Mann haben, der officiel mit ihnen in gleichem Besitz der weiblichen Geheimnisse ist. Ihre Gebieterin scheint jezt, nun der Arzt da ist, erst recht krank zu werden, und sogar der Hund, der im Vorgrunde auf einem Küssen liegt, betrachtet sie mit Theilnahme, und scheint auch seine eigene Ideen über ihre Krankheit zu haben. An der Schläfe hat sie eins der kleinen runden Pflaster liegen, die vierzig Jahre später unter dem Namen: Postillons d'amour, bekannt wurden. Im Hintergrunde bläst eine alte Frau das Feuer an. In welcher Qualität diese zur Familie gehört, läßt sich so genau nicht bestimmen. Neben dem Hunde steht ein niederländisches Feuerstübchen. — Das glimmende, unter die Asche versteckte Torffeuer hat van Steen so glücklich gemahlt, daß einer, der es nie ge-

sehen, sich um Natura weiter nicht zu bemühen braucht.

Jan van Steen scheint für das Krankenzimmer eine eigene Vorliebe gehabt zu haben; das folgende Gemählde stellt wieder eine Scene aus ihm dar. Ein Mädchen von etwa 16 Jahren liegt im Bette. Vor dem Bette sizt der Arzt, dem die noch schöne Mutter ein Glas gebranntes Wasser zierlich präsentirt. Das Mädchen liegt so rund da, und sieht so naiv dabei aus, als wenn ihr selber das Krankseyn etwas sonderbar vorkäme. Es ist ein hübsches Kind, — einer ihrer runden Arme hat sie neben sich liegen, den andern über den Kopf. Ihre Mutter ist sehr ernst, und scheint mit diesem Ernste dem etwas zweydeutigen Lächeln des Arztes zu imponiren. Dieser betrachtet das Glas mit Wohlgefallen, — er will etwas spröde thun, — es ist ihm noch etwas zu früh, — aber doch auf die Gesundheit der Kranken, — er entschließt sich. — Durch die offene Kammerthür sieht man ein paar Hausthiere, und van Steen läßt diese mimisch das darstellen, was der Arzt in der Gegenwart der strengen Mutter nicht zu sagen wagt.

Auf dem Tische liegt eine der bunten niederländischen Decken, in der der Mahler jeden Faden auf das sorgfältigste gezeichnet hat. Eben so fein sind die Spitzen am Kleide der Mutter ausgemahlt.

Jan van Steen ward im Jahr 1636 in Leyden gebohren, und starb 1689 in Delft. Er war ein Schüler von van Goyen.

Von einem gleichzeitigen niederländischen Mahler Gerard Dav, besizt das Museum 12 Stücke. Nro. 238 stellt eine hübsche Gewürzkrämerin, in einem kleinen Städtchen, in ihrem täglichen Leben und Treiben dar. Sie wiegt einem Mädchen, welches vor der Teeke steht, etwas hin. Um sie herum stehen Fässer, Töpfe und Schubladen mit allerhand Waaren. Ueber der Waage hängt eine Rolle mit Bindfaden, — an der Erde liegen Möhren, und oben hängt ein geräucherter Schinken. Sie scheint so ziemlich in Allem zu thun, was zur Leibes-Nahrung gehört, und sie selber ist ein Beweis, daß ihre Waaren der physischen Natur zuträglich sind. Ueber das gewöhnliche Maas menschlicher Kenntnisse scheint sie nicht

hinaus zu seyn, doch kann sie im Kopfe ein paar Zahlen überschlagen und auch mit X X X rechnen, und kennt allerhand Geldsorten und falsche Deuten. Vor der Teeke sizt eine alte Frau, die das Geld für ein paar Loth Caffe mit Bedacht hinzählt. Sie weiß was für einen Werth das Geld für den Menschen hat, und besonders dann, wenn so manches andere aufgehört hat, einen für ihn zu haben. Das Mädchen, welches neben ihr steht, ist noch in den glücklichen Jahren der Unschuld und Unbefangenheit; es hält die Welt und das Leben für so fröhlich und heiter, und sieht an der Krämerin hinauf und an ihrer Geschicklichkeit, die sie fähig macht einem solchen Geschäfte vorzustehen.

Dav war ein Schüler Rembrands. Er wurde 1613 zu Leyden gebohren und starb ebendaselbst 1680.

Von Tenniers, dem Sohne, sind 13 Gemählde auf dem Museo. In Nro. 588 hat Tenniers das innere Leben einer kleinen Bierschenke dargestellt. Im Vorgrunde sitzen zwei Männer, die in der Karte spielen. Die beiden Spieler sind:

ein niederländischer Bauer, und noch ein anderer Kerl, an dessen fremder Physiognomie man sieht, daß er nicht aus den Niederlanden ist. Er scheint Europa so ziemlich, nach allen Richtungen, durchkrochen zu haben, ist endlich an die holländischen Werber gerathen, hat auf dem Dorfe, wo er zur Zeit des Urlaubs arbeitete, ein Mädchen geheirathet, und nun, da er alt ist, hat er seinen Abschied, und lebt bei seiner Fran. Der Mahler hat seinen ganzen Lebenslauf in sein Gesicht und in seine Mütze geschrieben. Er hält sich für etwas vornehmer als die andern, und sezt deswegen seine Mütze auch etwas tiefer in die Stirne. Eigenthümer scheint er doch noch nicht zu seyn, — oder es ist Herablassung aus Langeweile, daß er, als gereister Herr Corporal, mit den anderen Bauern spielt. — Drei andere Bauer sehen dem Spiele zu, und in dem Verhältniß, in dem der Mahler sie zu den Spielern sezt, liegt der übrige Theil der Lebensgeschichte unsers Gereisten. Alle drei sehen ihm zu, theils um vielleicht etwas von den kleinen Wachstubengeschicklichkeiten im Spielen ihm abzulernen, und theils aus dem natürlichen Trie-

be, welche den Menschen bestimmt, sich an den anzuschließen, der etwas mehr ist in seinen Augen als er selber. Dieses letztere ist besonders der vorwaltende Theil in der Freundlichkeit des Bauers, der zunächst bey ihm sizt. Dieser sucht sich durch das wichtige theilnehmende Lacheln, mit dem er erst in seine Karte sieht und dann ihm wieder in's Gesicht, bei ihm einzuschmeicheln. — Aber unser Corporal zeigt eine große Oekonomie in seiner Freundschaft gegen den armen theilnehmenden Bauer, und weist seine beiden As mit einer genügsamen Miene gegen den Vorgrund hin. „Man muß sich nicht gemein machen, sagt er oft zu seiner Frau, es ist doch nur ein Bauer, und ein Bauer ist ein Rindvieh und hat nie etwas gesehen. Ich, ich bin in allen großen Städten gewesen, in Wien und im Böhmerland, und hab' in Hamburg das Wahrzeichen gesehen, das ist der Eselstanz, und auch den Stiefel, den der Teufel ohne Nath gemacht hat und der im Dom hängt. Ich bin in Strasburg auf dem hohen Münster gewesen, und hab' in Cölln den Dom gesehen, den der Teufel gebaut aber nicht fertig bekommen, und

in Brüssel habe ich das Manneke Pis gesehen, das ist das Wahrzeichen allda."

Ein zweiter Bauer hat sich unserem Gereisten hinten auf die Stuhllehne gelegt, und sieht ihm in die Karten. Ein dritter Bauer krazt seine Pfeife aus, und sieht mit verwandtem Kopf nach den Karten nnd den beiden As: „So sind die schon wieder da beisammen?" Er scheint erst eben gekommen zu seyn. Indeß dieses alles mimisch verhandelt wird, merkt der eine Bauer, der mitspielt, gar nicht was ihm bevorsteht; er sieht gutmüthig vor sich hin. Was wird dem ein Licht aufgehen, wenn der Corporal mit seinen beiden As herausrückt?

Im Hintergrunde steht der Wirth und schreibt die Bierkrüge an. Der Knecht kommt an der andern Seite aus dem Keller mit einem neuen, vermuthlich für den eben angekommenen Bauer. Der Knecht hat die genügsame dumme Kellnermiene, die Tenniers so gute Gelegenheit hatte in den Niederlanden kennen zn lernen. Nicht allein das Dorf, in dem sie sind, ist die Grenze ihres Gesichtskreises, sondern das Haus ist es, in dem sie die dienenden

Brüder machen. Jeder andere Bauer muß doch noch wohl eine kleine Reise machen und aus seinem Hause heraus, um in's Wirtshaus zu kommen, und sieht etwas. Aber so eine Kellnerseele, die sich das ganze Jahr zwischen Brauhaus, Keller und Wirthsstube herumtreibt, und hier so bequem alles beisammen findet, was der Mensch in dieser Welt gebraucht, hält alles, was sie umgiebt, für ausserordentlich wichtig, und hat gar nicht das Bedürfniß zu fragen, ob noch jenseits des Dorfes Menschen wohnen. Unser Brauhaus, unser Keller, unsre Oehle, — hiemit ist er so in den langen Jahren verwachsen, daß er lieber umsonst dienen wollte, als in einem andern Hause oder in einem anderen Dorfe leben.

Der Darstellungen aus den niederländischen Tabagien hat man viele, aber diese von Tenniers ist wohl eine der bedeutendsten.

Nicht weit davon hängt eine Bauernhochzeit von demselben Künstler. Das Gemählde stellt einen freien Platz vor einem Wirthshause dar. Im Hintergrunde sitzen einige Bauern um einen Tisch und erquicken sich mit Speise und Trank. Andere

sind im Vorgrunde am Tanzen. Der Kerl, welcher die Geige spielt, hat sich auf ein Faß gestellt, um desto kraftiger den Ball von oben herunter dirigiren zu können. Die fleischigten Bauern und Dirnen scheinen sich indeß nach ganz andern Gesetzen zu bewegen, als die der Musik, und das zu schwache Orchester scheint wenig Einfluß auf die Folge der Pas zu haben. Doch genug: — es wird gegeigt und es wird getanzt, — und jedermann ist damit zufrieden.

Rechts ist das Wirthshaus, wo eine Fahne ausgestekt ist. Der Wirth steht mit wichtiger Miene in der Thür und überschaut alles. Er ist im Begriff hineinzugehen, bleibt aber noch stehen, weil er Tenniers und seine Familie kommen sieht. Tenniers hatte das Eigene, daß er häufig sich selber mit auf die Gemählde brachte. Ein wohlbeleibter Bauer im Vorgrunde will sich jezt recht im Tanzen zeigen, — er sezt beide Arme in die Seite und arbeitet mit schwerfälliger Grazie. Seine Tänzerin will nicht hinter ihm zurückbleiben, und scheint es auch nun ein wenig vornehmer thun zu wollen, da sie die vornehmen Gäste aus der Stadt sieht.

Eine andere Frau zieht mit ihrem trunknen Manne davon. Er möchte gerne noch bleiben, aber er folgt aus gewohntem Gehorsame. Doch muß er noch einmal umsehen, um die Gesellschaft mit einem lauten Juchhey zu verlaßen.

Ganz im Hintergrunde des Gemähldes zieht ein Mann mit seiner Frau fort, die er im Arme hat. Da sie den Rücken gekehrt haben, so läßt sich nicht entscheiden, ob diese Umarmung eine Vorsichtsmaßregel ist und wegen der Frau geschieht, oder ob es ein Ueberfließen der ehelichen Zärtlichkeit, und ein Drängen der Lebensgeister ist, durch andere angefeuert.

Rechts im Vordergrunde sizt eine Frau, die ihr Kind säugt; — ein Nachbar hat sich auf die Stuhllehne gelegt. Nach seiner ehrbaren Aussicht sollte man glauben, daß es der Schulmeister des Orts wäre, mit dem sich die Mutter über ihren kleinen Jan und seine Fortschritte im A B C unterhält, die der Schulmeister dann doch nicht sehr zu rühmen scheint. Tenniers hat eine solche Wahrheit und Lebendigkeit in die Köpfe gelegt, daß man allen ansieht, was sie sprechen und denken. Von

diesem Gemählde hat man einen Kupferstich, den man ziemlich häufig findet, auf dem man aber nicht die Hälfte von dem sieht, was auf dem Gemählde vorgeht.

David Tenniers wurde zu Antwerpen im Jahr 1610 gebohren, und starb zu Brüssel 1694 in einem Alter von 84 Jahren.

Nro. 310 und 311 sind zwei Gemählde von Jan van der Heyden, das erste stellt einen freien Plaz in einem kleinen holländischen Orte dar, wo links das Wirthshaus, und gerade gegenüber die Kirche ist. — Das zweite ist ein Platz in Antwerpen mit der Jesuiterkirche im Hintergrunde.

Das verschiedene Leben in der großen Stadt und in dem kleinen Orte, ist so wahr dargestellt, daß man dort zu seyn glaubt. Man kennt den Ort, obschon man nie dort war. Dieses ist eine Art von Idealisiren der Natur, wobei die niederländischen Mahler zwar immer nur die Natur mahlten, die sie umgab, aber in ihren allgemeinsten, bedeutendsten Momenten. Besonders hübsch ist der Platz in dem kleinen Orte mit seinem klei-

nen Leben. Die Figuren in beiden Gemählden sind von Adrian van der Velde. Adrian hat die Bevölkerung des kleinen Orts zu groß gemacht, und besonders zu viele Bettler gemahlt. In kleinen Orten ist nie so viel Bettelarmuth. Und daß ein Kloster im Orte sey, das sieht man wenigstens nicht auf dem Gemählde. Adrian hätte es dann grade durch die Menge der Bettler leise andeuten wollen.

Man verweilt gerne bei den Mahlern der niederländischen Schule und bei ihren Gemählden, in denen sie die Welt und das Leben darstellen, welches sie umgab. Ihre Welt hat nichts großes, aber etwas heimliches, freundliches, welches macht daß man gern ihr zusieht. Zwar sieht man in ihr nicht das öffentliche Leben der Griechen und Römer, und die großen Wellen die es bewegte, aber man sieht das Familienleben eines Volks, das sicher zwischen seinen Dämmen wohnt, das wohlhabend und reich ist, aber nicht vornehm. Es ist das Leben von Menschen, die sich an Speise und Trank erfreuen, welche ihnen ihr fruchtbarer, durch harte Arbeit erworbener, Marschboden so reich-

lich darbringt. Aus schwerer Gerste gebrautes kräftiges Bier, saftiges Gemüse und fettes Weidefleisch, erfreuet ihre Seele. Dann ihre Tobackspfeife und das kaum aufglimmende Feuer des Torfs, das ihre Mahler so täuschend darzustellen wissen. So sitzen sie beisammen und freuen sich des Lebens, und alles was sie umgiebt, ist traulich und häuslich.

Jede bestimmt ausgeprägte Natur spricht zu dem Menschen. Die Töne sind mancherlei auf dem reich besaiteten Leben; mancherlei sind die Sprachen, und mancherlei sind die Kräfte, aber es ist nur ein Geist.

Es giebt Tage und Stunden, wo dieses Leben unserem Innern wohlthut, — wo wir nichts Großes wollen, keine Alpen, keinen Rheinfall, sondern das Häusliche, Beschränkte, Ruhige, wo wir uns an der Wohlhabenheit freuen, und an dem Vorrath, der den Speicher, den Keller und das Schrein erfüllt, und wo wir unser Glück überzählen und unsere Güter.

Das Volk in den Maasländern, beschränkt auf Viehzucht und Ackerbau, veräudert seine Lebens-

weise und seine Kleidung nicht, und wir sehen noch jezt in den Niederlanden dieselben Menschen und dieselben Sitten, die Tenniers einst sah und mahlte. Dieses Leben hielt der Künstler für das süßeste und schönste, er zog es dem Leben der Alten vor, und er suchte es auf's fleißigste auf die Leinwand zu bringen. Dieses Leben liegt uns nahe, es hat Aehnlichkeit mit unseren Sitten und Gebräuchen, und wir verstehen es leichter, als das fremde Leben des Griechen, der andere Sitten, andere Kleidung und andere Gebräuche hat. So verstehn wir die Gemählde, welche das Leben der heissen Wendekreise darstellen, fast gar nicht, weil Kleidung, Gebräuche, Körperbau und Erde, und selbst die Luft der Wendekreise uns fremd ist. Und Fühlen und Verstehn ist doch die erste Bedingung von Allem, was für uns da seyn soll. So erzählt Lichtenberg: daß Garrik nie den Hamlet in der fremden Kleidung seines Zeitalters gespielt, sondern in der bekannten des Zeitalters Garriks, — um in all' seinen bedeutungsvollen Bewegungen besser verstanden zu werden. — Der Reichthum ei-

ner Zeichensprache geht aus der Menge der Zeichen hervor, und diese wieder aus den unmerklich feinen Abstufungen, wovon aber jeder wieder eine andere Bedeutung hat, und einen andern Zusammenklang giebt.

Zehnter Brief.

Paris.

Zu den Gemählden der niederländischen Schule, die ich vorzüglich liebe, gehört auch eins von Gerard Dav, dem Schüler Rembrands. Es ist Nro. 235.

Eine schöne Niederländerin sizt an der Wiege ihres Erstgebohrnen. Ihre heitere, stille Miene trägt noch das Unbefangene und Unschuldige der jungfräulichen Zucht. Das Kind in der Wiege liegt wach, und sieht lächelnd die Mutter an. Diese hat ein Nähkästchen auf dem Schooß, sieht aber über ihre Arbeit weg in den Vorgrund

des Gemachs. Sie scheint entfernte Fußtritte im Vorhause zu hören, oder das Aufgehn der Hofthüre, — und erwartet den Vater ihres Kindes. Mit dem rechten Fuße hat sie das Kind gewiegt, man sieht dieses an dem Pantoffel, der ausgezogen neben ihrem Stuhle steht.

Neben der Wiege steht das Kindermädchen, das den Kleinen aufgedekt hat und im Begriff ist ihn herauszunehmen. Sie betrachtet ihn vorher noch mit einem Blicke, in dem Liebe und Wohlgefallen am Kleinen liegt, — und, wie es scheint, zugleich mit einem gewissen mystischen Nachdenken über die höchste Stufe der weiblichen Wünsche und der weiblichen Ehre — Mutter eines Knaben zu seyn.

Die feinen Spitzen am Halstuch der Mutter, die gepolsterten Stühle, und die mit Wappen gemahlten Fenster verrathen Wohlhabenheit, aber nirgend sieht man Pracht. Auch ist Vorrath da zur Nahrung und Kleidung. Das Gemach ist eine niederländische Küche. In einer Ecke liegen Möhren auf der Erde. Auf dem Tische liegt ein Huhn, neben diesem ein Krautkopf, auf einem kleinen hölzernen Kübel, der zum Gemüsewaschen

gebraucht wird. Dieser ist umgekehrt, und der Krautkopf liegt auf der verkehrten Seite des Bodens, — Züge von niederländischer Reinlichkeit. Auf der Erde steht ein Wassereimer, dieser ist mit einer Schüssel zugedeckt, auf der ein Fisch liegt. Auf einem andern Tische liegt in einem blechernen Korbe ein gestreifter Haase, und im Hintergrunde hängt noch ein ungestreifter für den kommenden Tag. — Unter dem Kamine brennt das Torffeuer. Der Mann ist nicht da. Wie glücklich ist er, wenn er kommt und in die reinliche Küche tritt, und sein junges Weib, sein Kind und seine Wohlhabenheit überschaut.

Dieses ist nicht le supreme bon ton, ou la mère à la mode. Solche Gemählde sollten gestochen werden. Sie lehren besser das häusliche Glück als zehn Casualpredigten. Häusliches Glück und bürgerliche Thätigkeit sind, wie Edward Alwill sagt, die Grundpfeiler alles menschlichen Gutseyns, und ohne diese helfen selten die Moralsysteme und die Religionen den Menschen an den mancherlei Fehlwegen vorbei, die seine Kräfte und seine Neigungen nehmen können.

Der Künstler hat in den Fenstern sehr feine Spinnegewebe gemahlt, und mehrere zerbrochene Scheiben, durch die der Tag scheint. Ferner hat er noch eine umgefallene Bierkanne angebracht und einen umgefallenen Leuchter. Dieses alles ist sehr fein und künstlich ausgeführt, aber nicht gedacht. In einer Häuslichkeit, wo alles so sehr an seiner Stelle ist, duldet der Hausvater keine zerbrochene Scheibe und keine Unordnung. Aber der Künstler hatte nicht die Freiheit des Geistes, sich über das Leben zu erheben, und einen schönen Moment aus ihm darzustellen, in dem die Einheit des Gedankens herrschte.

Der Charakter der niederländischen Mahler liegt, wie es mir scheint, nicht so sehr in dem bloßen Darstellen der niederländischen Natur, als darin, daß sie sich nicht mit poetischer Freiheit über das Leben erhoben, und es verklärt im Spiegel der Phantasie betrachteten und darstellten. Hätten sie Scenen aus dem Leben der Griechen auf diese Weise gemahlt, so würde dieses den Charakter ihrer Schule nicht geändert haben. Eine Volksversammlung in Athen, oder olympische Spiele,

so dargestellt, wie Tenniers eine Hochzeit auf einem niederländischen Dorfe, würde immer noch zur niederländischen Schule gehören.

Ein Mahler, dem die Natur das Gemüth verlieh, das Leben zu schauen und seine mannichfaltigen Bedingungen, wird den Menschen auch unter einem Volke idealisch auffassen können, das friedlich auf dem ererbten Eigenthum der Väter wohnt. Die Kunst spricht, wie die Poesie, die allgemeinen Gesetze der menschlichen Natur aus, und das Unwandelbare, was in dieser liegt, macht, daß beide nie veralten. Für ein unendlich schärferes Auge ist das Universum und die Weltgeschichte, so wie sie sind, ein Kunstwerk, und es sieht in den Begebenheiten die Folge der ewigen Gesetze, nach denen sie geschehen.

Aber das beschränkte Auge des Menschen sieht in der Weltgeschichte nur eine Chronik, bis der Künstler einzelne Begebenheiten auswählt, und in diesen die einfachen Gesetze darstellt, nach welchen sie geschehen, und nicht die Menge der sich durchkreuzenden und bedingenden, weil diese für ihn nur ein Chaos seyn würden. — Humens Ge-

schichte von England ist für den Menschen verständlicher, als die eines Seraphs seyn würde, und obschon diese vielleicht ein größeres Kunstwerk wäre, so wäre sie für den Menschen vielleicht eben darum nur ein kleineres oder gar keins.

So erklärt der Astronom, wenn er eine Begebenheit im Laufe der Erde darstellt, diese nur aus den ersten Gleichungen, welche die Theorie der anziehenden Kraft giebt. Aber wenn er nur fünf Gleichungen angiebt, die die anziehenden Kräfte der andern Planeten verursachen, so weiß er, daß ausser diesen fünfen noch hundert und tausend andere Gleichungen da sind, die von der Abplattung, von den Monden, von der Bewegung der langen Achsen der Ellipsen, von der Veränderung der Sonnenferne, vom Fortrücken der Knoten, ... abhängen, und die so durcheinander geflochten sind, und die sich wechselsweise so mannichfaltig bestimmen, daß kein menschliches Auge sie übersieht, und in ihnen das allgemeine Gesetz der Schwere erkennt.

So der Geschichtschreiber, wenn er das Feld der Chronik verläßt, wo er die Begebenheiten

so aufzählt, wie sie aufeinander folgen und in das Gebiet der Geschichte als Kunstwerk tritt. — Er zeigt hier den Zusammenhang der Begebenheiten und die Bedingungen, welche die Gesetze der Menschennatur auf sie haben. Aber er weiß, daß er nur die wenigsten dieser sich mannichfaltig bestimmenden Bedingungen kennt, und daß, wenn er sie alle kännte, er sie doch nicht darstellen dürfe, weil das menschliche Auge nicht scharf genug wäre, um sie zu durchschauen, und der menschliche Verstand nicht groß genug, um sie zu begreifen.

Daher ist der Roman wahrer als die Weltgeschichte und belehrender als das Leben. In ihm sind die Bedingungen des menschlichen Seyns entwickelt, und von den Begebenheiten ist nur so viel genommen, um diese Bedingungen darstellen zu können. Im Roman ist alles einfach und wahr und in sich vollendet, und dem menschlichen Sinne verständlich. Daher sagte Wilhelm Meister, als Jarno ihm Schakespeare gab, und in die Welt dieses großen Geistes führte: daß er glaube in den Büchern des Schik-

sals zu blättern, und daß ihm jezt das Leben durchsichtig geworden sey und verständlich." Und dieses ist Schillers Wort in seinem Liede an die Freunde:

Alles wiederholt sich nur im Leben,
Ewig jung ist nur die Phantasie.
Was sich nie und nirgends hat begeben,
Das allein veraltet nie.
Größer's mag sich anderswo begeben,
Als bei uns in unserm kleinen Leben;
Neues hat die Sonne nie gesehn.
Sehn wir doch das Große aller Zeiten
Auf den Brettern, die die Welt bedeuten,
Sinnvoll still an uns vorübergehn.

Der niederländische Mahler stellte die Natur so dar, wie er sie sah, und er hat oft sich selber unbewust ein Gesetz ausgesprochen, das erst ein späteres Auge in seinem Bilde entdeckt. Es begiebt sich wohl, daß ein treues Auge und eine sichere Hand einen Zug auf die Leinwand tragen, der von einem andern Gemüthe erst später erkannt wird

Sie haben wohl im Orbis pictus des seligen Bischofs Commenius die Holzschnitte gesehen, in denen er die Welt abbildete. Unter diesen sind viele, die zum Menschen reden, und mehr als manches feine Blatt moderner Zeit. Ich erinnere mich noch, wie ich als Knabe den Holzschnitt gern hatte, auf dem die Wanderer abgebildet sind, wie sie unter zeitkürzendem Gespräch mit ihrem Stabe und Reisesack frisch in die Welt schreiten, und in die unbekannte Weite. Und hiezu des Commenius einfache Erklärung: „Der Wandersmann hat in der Hand den Wanderstab, daran er sich halte. Er bedarf einer Wegezehrung, wie auch eines treuen und gesprächigen Gefährten. Die Abwege und Scheidewege betrügen, und verführen an unwegsame Oerter. Er forsche demnach bei denen, so ihm begegnen, welchen Weg er gehen müsse, und hüte sich vor Straßenräubern, gleich wie auf der Straße, also auch in der Herberge, wo er übernachtet.“

Commenius war einer der seltenen Menschen, die das Bessere mit einem heiligen Ernste wollen. Er zeigte das Verderben in dem Deutsch-

land sey, wie die Vaterlandsliebe fehle und der Eigennutz herrsche, und man nichts thue zum Besten des gemeinen Wesens. Und wie diesem Verderben nicht anders zu steuern sey, als daß man die Erziehung verbessere, und den Buchstaben verbanne und das unnütze Gezänk verlaße, und das Gemüth auf's Wahre und Wesentliche richte. Er schrieb deswegen seinen Orbis pictus, in dem er der Jugend zugleich auf eine anmuthige Weise die Kenntniß der Welt und des Lebens beibringen wollte; und weil in seinem treuen ungetheilten Gemüthe das Leben sich hell abbildete, so sprechen diese Holzschnitte mit ihren geraden, allgemein bezeichnenden Umrissen noch nach Jahrhunderten zum fernen Menschen, und stellen ihm bedeutungsvoll das Leben dar. — Sie kennen das schöne Denkmahl, was Herder dem frommen Bischofe in seiner Adrastea sezte?

Eilfter Brief.

Paris.

Eins meiner liebsten Gemählde ist Nro. 628, das Marketenderzelt von Wouvermann, welches der schönen Niederländerin gegenüber hängt.

Vor dem Zelte hält ein Trupp Reuter, die sich von der Marketenderin einschenken laßen. Ein Kranz hängt als Weinzeichen an einer herausgesteckten Stange, über dem Eingange des Zelts. Unter dieser hält der Staudartenträger auf einem Schecken. Das Pferd ist in schöner Ruhe. Ein Officier reitet einen Braunen, von dem man aber nur den fein gezeichneten Kopf sieht. Er reicht das

Glas dem Fähnleinjunker, — und, bei dem Trinken auf's Wohlseyn aller braven Cameraden, stößt der Trompeter in die Trompete, — indeß sein gelber Hengst sich bäumt. Ein vierter Reuter ist abgestiegen und hat die Zügel auf dem Arm hangen. Er steht am Eingange des Zeltes und ergreift die Wirthin, die mit einem leeren Kruge da steht und eingeschenkt hat. Er nimmt sie in den Arm und verschiebt ihr das Halstuch, sie sträubt sich, scheint aber doch dasfreie Leben des Feldes zu kennen. Sein Pferd, das keine Zügel fühlt, sezt sich auf die Hinterkruppe, um sich zu bäumen.

Eine andere Gruppe von Reutern und muthigen Pferden ist im Hintergrunde vor einem andern Marketenderzelt. Mehrere Soldaten liegen auf dem Rasen, — andere stehen um eine Trommel, auf welcher einer von ihnen Geld zählt. An der Seite kommt ein Reuter die Zelte heraufgeritten, begleitet von seinem Hunde. Alles athmet hier das freie Leben des Feldlagers, wo jeder thut, wozu ihn seine Neigung und seine Freiheit antreibt. Sogar der Hund des heraufkommenden Reuters ist in einer Stellung, die ein wohlgezogener Hund aus der Stadt, so na-

he bei seinem Herrn, sich nicht erlauben würde. — Man kehrt, wenn man auch weggegangen ist, immer wieder zu diesem regen Spiel des Lebens zurück, auf dem der Mensch menschlich erscheint und seiner Neigung getreu. Und dann die stolzen, kräftigen Wouvermannschen Hengste!

Ich sehe dieses Gemählde nie, ohne mich an Wallensteins Feldlager zu erinnern.

Frisch auf, Cameraden! au'fs Pferd, auf's Pferd,
Hinaus in die Freiheit gezogen,
Im Felde da ist der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen;
Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber ruhet er ganz allein.

Der Reuter und sein geschwindes Roß
Das sind gefürchtete Gäste.
Die Lampen flimmern im Hochzeitsschloß,
Ungeladen kommt er zum Feste.
Er wirbet nicht lange, er bietet nicht Gold,
Im Sturme erringt er den Minnesold.

Was weinet die Dirn' und zergrämet sich schier,
Laß fahren dahin, laß fahren.
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
Kann treue Lieb' nicht bewahren.
Das rasche Schiksal, das treibet ihn fort,
Seine Ruhe läßt er an keinem Ort.

Von dem Himmel fiel ihm sein lustig Loos,
Braucht's nicht mit Müh' zu erstreben.
Der Fröhner gräbt in der Erde Schooß,
Glaubt da den Schatz zu erheben.
Er schaufelt und gräbt, so lange er lebt,
Und gräbt, bis er endlich sein Grab sich gräbt.

Drum frisch, Cameraden! den Rappen gezäumt,
Die Brust im Gefechte gelüftet;
Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
Frisch auf! eh' der Geist noch verdüftet.
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Kann euch nicht das Leben gewonnen seyn.

Wouvermann war gebohren zu Harlem 1620 und starb ebendaselbst 1668. Er war ein

Schüler Wynants. Das Museum besizt 19 Gemählde von ihm.

Von unserm Landsmann Albrecht Dürer besizt das Museum nur drei Gemählde. Nro. 249 das Porträt eines Geometers, Nro. 250 das eines Musikers, und Nro. 251 eine Kreuzigung Christi. Die Umrisse in diesem sind hart und mager, und die Muskeln wie angeleimt, besonders die an den Beinen. Dürer wurde gebohren zu Nürnberg 1470 und starb ebendaselbst 1528. Die Mahlerei war damals in Deutschland noch in ihrer Kindheit, und dieses entschuldigt so manches, was uns in seinen Gemählden nicht gefällt. — Ausser dem Johannes und der Mutter stehen noch unter dem Kreuze: Johannes der Täufer, der seinen Kopf in der Hand hat, Carl der Große, der heilige Ludwig und der heil. St. Denis. Vermuthlich ist das Gemählde für eine französische Kirche gemacht, und daher die sonderbare Composition. Man begreift sonst nicht recht, wie diese Heiligen alle dahin kommen, und wie Johannes der Täufer immer noch so fest ohne Kopf da steht, indeß aus den abgeschnittenen Arterien

des Halses das Blut hoch in die Luft springt. Einige römische Kriegsknechte, die unter dem Kreuze stehn, scheinen sich auch über die feste Stabilität des Johannes zu wundern.

Nro. 47 ein Gemählde aus der französischen Schule von Laurent de la Hire. Es enthält die Geschichte, wo Laban seine Hausgötter sucht, die ihm seine Tochter Rahel gestohlen hat. Im Hintergrunde steht ein schöner Tempel mit corinthischen Säulen. Dieses giebt einen guten Begriff von der Cultur des Landes!

Nro. 411 ist das Bildniß Don Johanns von Oesterreich, natürlichen Sohnes von Carl V. Es ist vielleicht das schönste Porträt von allen die hier sind. Der Mahler war Anton Marc, gebohren zu Uetrecht 1512, gestorben zu Antwerpen 1568.

Von dem thätigen Rubens hat das Museum allein 56 Gemählde und alle sehr groß. Sie machen den Beschluß der niederländischen Schule.

In der Mitte des Saals steht ein doppeltes Gemählde auf Schiefer. Dieser ist auf beiden Flächen gemahlt, und stellt die Geschichte von David

und Goliath vor. Es ruht mit seinem breiten vergoldeten Doppelrahmen auf einem Piedestal, umgeben von einem eisernen Geländer. Es thut dem Auge, das nicht bis an's Ende des langen Saals reichen kann, wohl, daß wenigstens in der Mitte ein Gegenstand ist, auf dem es ausruhen kann.

Die italiänische Schule geht von hier bis an's Ende des Saals. Sie enthalten fast lauter Darstellungen aus der Geschichte des Christenthums. Erscheinungen von Engeln, Anbetungen der Maria, Heilige die gemartert werden, Kreuzabnehmungen, Eremiten, Bischöfe und Aebte. Man fühlt sich in dieser Welt nicht so zu Hause, als in der niederländischen, alles ist einem fremd. Manches Gemählde, wozu besonders Kreuzigungen gehören, mag ein recht großes Verdienst als Gemählde haben, — man sieht es doch nicht gern; — wenigstens sind die Momente selten, wo das Gemüth gern den Menschen siegend mit dem Schmerze ringen sieht, — und noch seltener, oder vielleicht nie — sieht es den bloß leidenden zerfleischten Menschen.

Die Engel kennen wir zu wenig und ihre

Oekonomie, die sie oben in den Regionen des Aethers haben, als daß wir uns an Darstellungen daraus erfreuen könnten. Es mag recht artig da seyn, aber weil wir es nie gesehen, und der Mahler auch nicht, so hat die Phantasie kein Gesetz und keine Regel. Man findet daher oft, daß Mahler, welche im Vorgrunde herrliche Menschenköpfe mahlten, im Hintergrunde ihres Gemähldes die Engelsköpfe flach, ohne Sinn, und ohne Bedeutung darstellten.

Ich liebe die Darstellung des „menschlichen" Lebens; die Kraft, die der Mensch fühlt, wenn er dieses in Wahrheit ergreift, drängt stärker an sein volles Herz, als alles, was er bei der Darstellung aus unbekannten Nebelwelten fühlt, an die die früheren Jahrhunderte glaubten. Treten diese Figuren aus dem fernen dunkeln Nebel der Ahnung in die bestimmt gezeichnete Nähe der Gegenwart, so verliehren sie den sanften Duft der Ferne und treten in eine Welt, wo sie mit Allem im Widerspruch stehen, was sie umgiebt.

Der Vordergrund in Raphaels berühmter Verklärung, wo man Menschen menschlich

handeln, leiden und bitten sieht, spricht mehr zum Menschen, als die Verklärung auf der Spitze des Berges, wo Jesus, Moses und Elias in der Luft schweben.

Für solche Scenen hat der Künstler keine Zeichensprache, durch die er sie ausdrücken könnte. Wie ein edler Mann auf sich selber ruhend da steht, wie er sich bewegt, wie die Falten seines Kleides sind, das kennen wir, weil wir es im Leben sahen. Aber wenn er in der Luft schwebt, dann verläßt beide, den Mahler und den Zuschauer, die Zeichensprache. Man fühlt dieses, wenn man vor Raphaels Verklärung steht.

Und ist jedes Wunder nicht eine Begebenheit, die nach Gesetzen geschieht, welche dem Menschen völlig fremd sind, und die er nicht begreift? Und sezt ihn dieses nicht in eine Welt, die seinen Verstand ängstigt, weil in ihr das ewige, sichere, das ganze All umfassende Gesetz von Ursache und Wirkung aufhört?

Die Kunst ergreift den Menschen in seinem ganzen Seyn, — und der Verstand darf durch sie so wenig, als die übrigen Vermögen des Men-

schen leiden. Darstellungen aus einer Welt, die mit einem wesentlichen Theile des Menschen im Widerspruch ist, sind vielleicht keine für menschliche Kunst, — aber daß sie es wurden, liegt in der Entwickelungsgeschichte seines Geschlechts. Die Geistlichkeit des Mittelalters war reich, und bezahlte die besten Mahler, um von ihnen die Legenden der Heiligen und Schutzpatrone für das Refektorium, oder Kreuzigungen, Altarblätter, und Scenen aus dem Leben der Königin des Himmels und der Kirche für ihre Kirchen und Kapellen zu mahlen.

Solche Darstellungen waren das Feld, worauf sich der Mahler beschränken mußte, besonders in Italien. (In den reichen protestantischen Niederlanden ging die Kunst einen andern Weg.) Die vortrefflichen Gemählde der italiänischen Schule, ihre schönen Körperformen, der ehrwürdige Rest des Alters welche sie verherrlicht, und die große Anzahl die man in allen Galerien sieht, dieses hat uns an die Darstellungen aus dieser unbekannten Welt gewöhnt, und wir finden sie nicht mehr auffallend, und glauben endlich gar, daß wir diese

Welt, die wir so oft gemahlt sehen, wirklich kennen. Wir merken es kaum, daß wir nur eine gemahlte Welt kennen aber keine wirkliche, und finden uns, genau genommen, auf derselben Stelle, wo die Kinder sind, welche die Natur aus Bertuchs Bilderbuche fleißig studiren.

* * *

Unter den 489 Gemählden aus der niederländischen Schule, die in diesem Saale hangen, ist kein einziges, welches das Leben eines Müllers darstellt, und doch scheint mir, daß dieses sich für eine Darstellung der niederländischen Schule vorzüglich eigne. Der rollende Mechanismus der Mühle, der stetig fortgehende Broderwerb, das Abgesondertseyn von den übrigen Menschen durch die Lage der Mühle am Bache, und doch wieder die Verbindung durch die hinkommenden Mahlgäste — und der Ueberfluß an den ersten Bedürfnissen des Lebens, den der reichlich nährende Mehlstaub im Viehstall und im Keller und im Rauchfange macht, — dieses alles trägt einen bestimmten Charakter, der, allgemein aufgefaßt und dargestellt, leicht vom menschlichen Auge erkannt wird.

Das strömende Wasser, das vom Meister künstlich gebaute Räderwerk, die sichere Brodwinnung, und das Wohlhabende und Heimliche, welches in der Mühle den Menschen anspricht, dieses zieht Ihren Freund in jede, an der er vorbeigeht. Und ist es vollends Winter, wann alles beschneiet ist und am meisten zu mahlen, und in der warmen Müllerstube die Mahlgäste auf ihr Mehl warten, dann muß man ja hinein, um sich zu wärmen und um sich am engen behaglichen Leben zu freuen. Einer der Mahlgäste liegt dann auf der Bank hinterm Ofen, halb gelehnt auf den Mehlsack, auf dem des Nachmittags der Müller seine Mittagsruhe hält. Vor dem Ofen sizt ein anderer, der die Thür geöffnet hat, um sich einen Spahn zu seiner Pfeife anzuzünden. Er hat den Kopf gewandt nach der Seite, um der Müllerin zuzuhören, die einem andern Mahlgaste einen Abschnitt aus der allgemeinen Welthistorie des Dorfs erzählt und in erläuternden Anmerkungen den Zusammenhang der Geschichte mit weiblicher Beredsamkeit erklärt. Denn die Müllerin ist eine verständige Frau, die wohl weiß was

gebräuchlich ist, und die von den Mahlgästen manches erfährt. Der Müllerknecht kommt zur Thür herein, und man sieht durch die geöffnete Thür das Räderwerk der Mahlgänge, und hört das murmelnde Herumlaufen von Kammrad und Kronrad. Am Tisch sizt der Müller und liest in einem Chroniken-Buch, wie es in alten Zeiten in der Welt gewesen ist. Ein Bauer, der eine Pfeife stopft, sieht ihm bewundernd zu, und hat Ehrfurcht vor einem Manne, der so alte Bücher hat und in ihnen lesen kann. Des Müllers Katze sizt auf der Bank neben ihm, mit geschlossenen Augen, und überdenkt alles verständig. Hinter dem Ofen steht der Müllerin Mausfalle für den Keller, die den Tag über getrocknet wird, damit sie des Nachts nicht gequollen sey und flinker zufalle. An der Erde liegt dann noch ein Junge, der an einem Wasserrade zimmert aus Spähnen, für das kleine Fließbächlein, das im Frühjahre die Wagengeleise herunter kommt.

Aber wie gesagt, es ist betrübt, daß man so etwas nicht gemahlt erleben kann, sondern nur in

der Natur. Wären in den flachen Niederlanden so viele Wassermühlen als Windmühlen, das heißt: halb so viel als Estaminets Flamands, so hätten Tenniers oder van de Felde uns sicher mit einer oder der andern beschenkt. Mit den Windmühlen ist es wenig oder nichts. In ihnen ist keine Wohnstube und keine Haushaltung, und des Nachts stehen sie leer und verlaßen. Und es ist ohnehin weder heimlich noch warm in ihnen, da sie dem Winde als solchem (so würde vielleicht unser philosophischer Freund in K. sagen) von allen Seiten ausgesezt sind, und dabei zwar dichter sind als ein Sieb, aber doch nicht viel.

Zwölfter Brief.

Paris den 6ten August.

Ich ging heute nach der reformirten Kirche, die bei der Vorstadt St. Antoine, unweit der zerstöhrten Bastille ist. Ich wollte Marron hören, aber dieser war, wie ich später erfuhr, in ein benachbartes Departement gereist, um einen neuen Prediger einzuführen.

Statt seiner predigte Mestersait. Er hatte die Worte aus den Psalmen: „Wie wird ein junger Mensch seinen Weg unsträflich wandeln? Daß er sich hält nach deinem Gesetz" Er sprach über die Erziehung ungefähr wie Jean Jacques; dieses bemerkte mir ein alter Bürger, der hinter

mir saß, und sehr aufmerksam zuhörte. Mestersait liest seine Predigt nicht, wie die meisten französischen Prediger, sondern spricht frei und sehr angenehm. Seine Deklamation ist nicht durchaus französisch, sie hat Aehnlichkeit mit der, welche man unter den guten Kanzelrednern in Deutschland findet.

Was besonders angenehm an Mestresait ist, das ist seine Oekonomie der Sprache. Man glaubt, dasjenige, was man hört, sey nicht Darstellung der vorbereiteten Redekunst sondern freier Erguß des Gemüths. Seine Stimme und sein Ausdruck erheben sich über den des gewöhnlichen Lebens, aber sie bleiben ihm nahe, und es ist nicht die große Kluft zwischen dem Redner und dem Zuhörer — und zwischen dieser Stunde und der darauf folgenden befestigt, wie man dieses so oft bei Kanzelrednern, bei Stadt- und Landpfarrern und bei Superintendenten findet. Man sieht, daß der Mensch und der Redner, die gewöhnlich noch verschiedener sind als der Mensch und der Schriftsteller — wenigstens aus einem Stück seyn können.

Mestresait hat ein angenehmes Organ. Besonders lieblich war seine Stimme in dem Gebet, womit er seine Predigt eröffnete. Deutsche Herzlichkeit war hier mit dem Wohllaut französischer Sprache gepaart.

Ich verließ diese kleine Kirche in einer angenehmen Stimmung. Es thut wohl, wenn man eine Anzahl Menschen, wenn sie auch nur klein ist, zu einem verständigen Zwecke versammelt sieht. Aber besonders wohl thut es, wenn man sie in der unsichern Fremde findet und sie zu der Lehre sich bekennen, in der wir von Jugend auf erzogen wurden. Wenn man auch die Dogmen seiner Kirche nicht glaubt, so bleibt es doch immer unsere Kirche.

Oft haben berühmte protestantische Schriftsteller dem katholischen Gottesdienste einen Vorzug vor dem ihrigen gegeben. Ich konnte dieses nie finden, und auch heute nicht, obschon ich vorher im Hochamte der schönen St. Paulus-Kirche war. Es ist ein großer Unterschied, ob man nur einmal den katholischen Gottesdienst besucht, und zwar da, wo er in seiner größten Herrlichkeit ist,

oder aber ob man ihn oft, und an verschiedenen Orten, in großen und in kleinen Kirchen sieht. Die, welche sich so warm für den katholischen Gottesdienst erklären, weil sie ihn vielleicht ein- oder zweimal in Dresden sahen, würden wahrscheinlich nach 12 Monaten anders urtheilen, wenn sie in dieser Zeit täglich eine katholische Kirche besucht hätten.

Der Gottesdienst eines Volks geht aus dem Begriff des Zeitalters und seiner Kultur hervor, und sobald der Mensch etwas nicht mehr völlig für wahr hält, so kann er sich auch nicht mehr von Herzen daran erbauen, weil ihm der Glaube fehlt, und sein Inneres wird nicht gestärkt. Im Mittelalter, wo man glaubte, daß geheimnißvolle Wunder am Altare geschähen, — wo dem Volke, welches in den langen Hallen der gothischen Dome knieete, vom Meßdiener das Zeichen gegeben ward, wann das Wunder am Altar vollbracht sey, und der Leib und das Blut des Erlösers gegenwärtig, — damals lag etwas Großes und Erhabenes in dem, was jede Brust der versammelten Tausende glaubte und was jedes Herz bewegte.

In den folgenden Jahrhunderten wurde der Verstand der Menschen gebildeter. Neue Kenntnisse und richtigere Begriffe wurden unter ihnen verbreitet, und der Glaube an Wunder sank allmählig dahin.

Ein Mensch, der wie Rousseau fühlt, daß er den Verstand verliehren würde, wenn er ein Wunder sähe, das heißt: eine Begebenheit, die in der Zeit und im Raume geschieht, ohne doch nach den Gesetzen der Zeit und des Raumes zu geschehen, — ein solcher kann wohl mit Wohlgefallen einen frommen betenden Katholiken sehen, der mit einfältigem Gemüth die Wunder des Altars glaubt, aber er kann sich selber nicht daran erbauen. Er kann in Dresden und in Rom den Glanz der Kirche und das Feierliche des Gottesdienstes bewundern, und, für den Augenblick, das Feige, Niedrige und Tückische vergessen, das die Oberprieſter dieſer Kirche so oft in ihren Maßregeln zeigten, und die so selten rechtlich und gerade und menschlich gut in der Geschichte erscheinen, — er kann seine Sinne den herrlichen Chören und den Weihrauchwolken hingeben, die durch die Kirche schweben, — aber

sein Inneres kann sich hieran nicht aufrichten, und sich menschlich groß und stark und wahrhaftig fühlen. Für den Menschen, dessen verschiedene Anlagen und Kräfte die Zeit entwickelt hat, sind diese religiösen Feste von denen des Lama in seinem goldenen Tempel in Thibet nicht wesentlich verschieden.

Eine verständige Rede in einer einfachen Kirche über die Pflichten des Lebens, und über die Irrthümer, die der Mensch vermeiden muß, ist der Kultur unserer Zeit und unserer Gegend angemessen. Dieses stimmt zugleich am genauesten mit dem eigentlichen Geiste des Evangeliums überein, so wie es aus dem Munde des Nazareners ging. Lange finstere Jahrhunderte und die Verbannung der Urschriften der Apostel aus den Händen des Volks hatten es dahin gebracht, daß zwischen dem, was man Christenthum hieß, und zwischen den Religionen in Thibet und Peking kein bedeutender Unterschied mehr war. Die Gewitter der Reformation und einige große kräftige Menschen, die der Drang der Zeit bildete und die mächtig in den Gang der Begebenheiten eingriffen, stellten die

Lehre des Nazareners wieder her, und gaben seine Worte dem Volke wieder. So entstand die protestantische Kirche, gegründet auf die Rechte des menschlichen Geistes, auf freie Untersuchung und auf die Verbannung aller Unterjochung unter fremde Autorität. Auch im Protestantismus blieben noch Dogmen stehen, an die der Stifter des Christenthums schwerlich gedacht hatte, — aber wann wurden je bei der ersten Scheidung die edeln Metalle von den unedeln völlig geschieden? Indeß hatte das Volk die Schrift in seiner Muttersprache, und gerade die freie Untersuchung, die auf allen hohen Schulen herrschte, die jezt so häufig in den protestantischen Ländern errichtet wurden, mußte diese Dogmen mit glüklichem Erfolge bekämpfen, weil die Kirche diese Untersuchungen nicht wehren konnte, da die Freiheit des Denkens ihr erster Grundsatz war, den sie gegen den Hof von Rom mit Blut erkämpft und besiegelt hatten.

Die hohe Uebereinstimmug zwischen dem, was wir sind, und dem, was wir scheinen und thun, das ist das reinmenschliche, was zu allen Zeiten

so kräftig im Gange der Begebenheiten stand, was das einfache Leben der Patriarchen und Griechen so herrlich machte, und über das sich nie ein Volk hinüberbilden wird, weil es die Menschheit vollendet in sich trägt. Die verschiedenen Kräfte des Menschen müssen, wenn er etwas Großes hervorbringen will, im Gleichgewicht seyn und sich nicht widerstreiten. Und dieses war mehr der Fall bei den ältern Völkern, deren Verstand noch nicht so entwickelt war, als in den spätern Jahrhunderten, und die noch manches glauben konnten, was ihre Enkel-Völker bezweifeln müssen. Daher war ihre Kunst eine ganz andere als die unsrige. Die Götter, die der griechische Künstler verehrte, — und die Heiligen, die der Künstler des Mittelalters anbetete, werden ein ganz anderes Leben haben, als die, welche der protestantische Künstler des neunzehnten Jahrhunderts erschafft.

Man behauptet deswegen auch, daß die Reformation der Kunst geschadet hätte. Ich glaube dieses, — weil die Künstler mit getheiltem Gemüthe fortfuhren, die Gegenstände darzustellen, die die

älteren Künstler mit ungetheiltem dargestellt hatten.

Aber ist die Entwickelung des Menschen nachtheilig für sein inneres Leben? Und wird ihm das äussere Leben nicht um so herrlicher und reicher erscheinen, je vielseitiger seine innre Kraft gebildet ist, und je mehr er sie vor allem getheilten bewahrt?

Der Künstler kann Gegenstände des Glaubens darstellen, aber er muß den Standpunkt so hoch über dem Leben nehmen, daß er in allen Formen nur die menschliche sieht. Er gibt den Irrthum nicht als Wahrheit, sondern zeigt, wie der Mensch durch die mannichfaltigen Bedingungen des Lebens menschlich zum Irrthum geführt wird.

Sehe ich die Wunder, die die Jungfrau von Orleans zu verrichten glaubt, — sehe ich wie sie Ketten als Fäden reißt, und frei aus verriegelten Kerkern geht, — sehe ich die Erscheinung des bösen Geistes, die sie zu sehen glaubt, — so bin ich in einer mir fremden Welt; ich fühle daß ich getäuscht werde, ich sehe mich geschieden von der Wahrheit des Lebens, und sehe etwas Unwahres,

das mein Verstand nicht begreift und an der mein Innres sich nicht freuen kann.

Das höchste Gefühl des Lebens, sagt Schiller, besteht in dem freien und harmonischen Spiel aller Kräfte des Gemüths. Und gerade das ist es, was uns bei den Werken dieses genialischen Dichters so sehr ergreift, daß wir die Welt und das Leben und seine mannichfaltigen Bedingungen so offen vor uns liegen sehen. Wir sehen die Bücher des Schiksals geöffnet, wir hören den leisen Gang des menschlichen Daseyns und des unsrigen, und alles bewegt sich harmonisch und mit Grazie und redet durch liebliche Zeichen und Bilder, die voll Bedeutung sind. Denn also singet der Sänger der vier Weltalter:

Wohl perlet im Glase der goldene Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäste;
Es zeigt sich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beste.
Denn ohne die Leier im himmlischen Saal
Ist die Freude gemein, auch beim Nektarmahl.

Ihm geben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt.
Er hat alles gesehen, was auf Erden geschieht
Und was uns die Zukunft versiegelt.
Er saß in der Götter urältestem Rath
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Er breitet es lustig und glänzend aus
Das zusammengefaltene Leben.
Zum Tempel schmückt er das irrdische Haus,
Ihm hat es die Muse gegeben.
Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde:
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
Wo die Völker sich jugendlich freuten;
Er hat sich, ein fröhlicher Wandrer, gesellt
Zu allen Geschlechtern und Zeiten.
Vier Menschenalter hat er gesehen,
Und läßt sie am fünften vorübergehen.

Dreizehnter Brief.

Paris.

Die Bildsäulen, welche die Franzosen in Italien erobert haben, stehen im Erdstock des Louvre in einer Reihe von Sälen, die in der Nähe der großen Gemählde-Galerie sind.

Ueber der Thür des Vestibulums steht mit großen goldenen Buchstaben: Musée Napoléon.

Im Vestibulo stehen am Eingange ein paar antike Sessel von Marmor aus Luni, deren Lehnen von einem Sphinx unterstützt werden. Sie standen sonst im Vatikan auf der Vertischung der großen Treppe, die nach dem Museo führt.

Dann eine schöne Diane aus parischem Mar-

mor, die schon seit den Zeiten Heinrichs des Vierten in Frankreich war.

Eine schöne Büste von Domitian, die sonst in der Villa Albani stand. — Zwei schöne, 9 Fuß hohe Candelabern aus Marmor, geziert mit Alikantblättern. Man fand sie in der Gegend von Neapel, von wo sie in's Museum des Vatikans gebracht wurden.

Dann zwei antike Marmortafeln mit den Namen der Griechen, die in verschiedenen Gefechten in Kleinasien blieben.

Nro. 20 ist eine colossale Bildsäule der Minerva. (Pallas von Velletri). Sie wurde im Jahr 1797 bei Velletri, 10 Stunden von Rom, unter den Ruinen eines alt-römischen Landhauses gefunden.

Eine kolossale Minerven-Büste aus pentelischem Marmor, die vor dreißig Jahren im Landhause des Licius Murena, drei Stunden von Rom gefunden wurde, steht in ihrer Nähe. Die Franzosen haben sie aus der Villa Albani mitgenommen.

Es stehen hier noch viele Bildsäulen, die zum

Theil schon früher in Frankreich waren; aber alle haben nicht den Werth, den vielleicht eine von denen hat, die die französischen Commissäre aus Italien genommen haben.

Zu diesen gehören noch zwei marmorne Büsten von Hadrian und Antinous, die jezt hier im Vestibulo stehen und die Pius der VI. im Anfange der neunziger Jahre im Museo des Vatikans aufstellen ließ.

Im ersten Saale des Museums, oder im Saale der Kaiser, in den man durch einen hohen offenen Bogen aus dem Vestibulo tritt, stehen gleich zu beiden Seiten zwei prächtige Sarkophagen aus parischem Marmor, die sonst im Museo des Capitols standen. Schöne Basreliefs laufen um ihren obern Rand. Meernimphen, auf Tritonen sitzend, begleiten die abgeschiedenen Seelen zum Lande des Friedens über den ewigen Oceanus. Auf dem andern Basrelief sind die neun Musen mit ihren Emblemen, — Calliope begleitet von Homer, und Erato, die Muse der Philosophie, in Unterredung mit Socrates.

Dieser Sarkophag wurde im Jahr 1700 eine

Stunde von Rom auf dem Wege nach Ostia gefunden.

Eine herrliche Büste vom Antinus steht hier im Saale der Kaiser, die an Glätte und Weiße alles übertrifft, was man von Marmorarbeiten aus dem Alterthume hat.

Nro. 15. Ein Wasserbehälter (Trepid) aus parischem Marmor, von 5 Fuß Durchmesser und Höhe, verziert mit Basreliefs von Nereiden und Meerwundern. Man fand dieses marmorne Wasserbecken, was sonst am Eingange des Museums vom Capitol stand, zu Tivoli in der Villa Hadriani.

Nro. 16 ist eine Statue von Julian, die vergessen in der Werkstatt eines Marmorarbeiters in Paris stand, von dem sie die Regierung kaufte. Man weiß nicht, wie sie hieher gekommen ist.

Nro. 17 und 24 sind die Statuen von Septimius Severus und Domitian, die sonst in der Villa Albani standen.

Nro. 27, 29 und 30 sind Büsten in Bronze von Claudius, Titus und Nero, aus dem Schlosse Richelieu's. Nero hat eine sehr

ausgezeichnete Physiognomie, besonders um den ganz zurückgezogenen Mund, der tief hinter dem vorspringenden Kinne liegt. Hier stehen auch die Büsten von Mark Aurel, von Germanikus und eine colossale Statue von Melpomene, aus einem Block und von 12 Fuß Höhe. Sie ist wahrscheinlich eine von den Musen, die im Theater des Pompejus stand. Sie ist vortrefflich gearbeitet und hat in der Hand eine Maske, die aber modern ist. Sie wurde unter Pius VI nach dem Vatikan gebracht.

Am Eingange des Vestibulums stehen zwei prächtige Säulen von orientalischem, roth und weiß geflecktem Breccien-Marmor. Auf ihnen stehen zwei kleine antike Bildsäulen von Melpomene und Euterpe.

Im Saale der Kaiser stehen vier antike Säulen. Zwei von Alabaster, die im Jahr 1780 unter den Ruinen der alten Stadt Gabi gefunden wurden. Eine dritte von seltenem Marmor und eine vierte von aderigtem Alabaster.

Aus dem Saal der Kaiser tritt man durch einen offenen Bogen in den Saal der Jahrszei-

ten. Hier stehen an beiden Seiten des Eingangs zwei graue Säulen von feinkörnigem Granit von der Insel Elba. Auf einer steht eine egyptische Antike, ein Sperber mit einer Tiare.

Links am Eingange ist das herrliche Basrelief von Marmor an die Wand befestigt, das vormals im Friese des Minerventempels zu Athen war. Diese Marmorplatte ist sieben Fuß lang, an der einen Seite ist ein Stück abgebrochen. Man sieht auf ihm acht Figuren, zwei Männer und sechs junge Mädchen, welche die Opfergefäße am Feste Panathenä tragen. Dieses Basrelief war an der Ostseite des Tempels, und es ist nicht allein merkwürdig wegen seiner Schönheit, sondern auch wegen der Geschichte der Kunst. Denn nach Plutarch entwarf Phidias die Zeichnung dazu, und wachte über die Ausführung. Alles arbeiteten die Alten in's Herrliche und in's Große. Dieses drei Fuß hohe Basrelief vom kostbarsten Marmor und der feinsten Bildhauerarbeit ging rund um den Tempel.

— — — — Es gab schönere Zeiten
Als die unsern; — — — —

Und ein edler Volk hat einst gelebt.
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schooß der Erde gräbt.

Nro. 43. Der indische Bacchus. Eine seltene Herme von rothem orientalischen Marmor stellt den Ueberwinder des Orients dar. Man fand diese Büste im Jahr 1791 in Rom begraben, unter einer alten doppelten Heerstraße.

Nro. 50. Ein Faun in Ruhe, von pentelischem Marmor, wahrscheinlich eine Copie des in Griechenland berühmten Fauns des Prariteles. Diese Statue wurde im Jahr 1701 bei Civita Lavinia gefunden, das alte Laurentum, wo Mark Aurel eine Sommerwohnung hatte. Benedikt XIV ließ ihn in's Museum des Capitols bringen.

Nro 52. Eine kleine sitzende Venus, von der hier häufig Abgüsse für 12 Fr. verkauft werden. Pius der VI stellte sie im Museum des Vatikans auf.

Nro. 60. Ariadne auf Naxos. In herrlicher Fülle liegt Ariadne auf einem Felsen schlafend, und das Gewand verbirgt und entdeckt die

vollen Formen ihrer Glieder. Die Statue ist halb colossal von parischem Marmor. Sie war drei Jahrhunderte hindurch die Zierde des Belvedere auf dem Vatikan, wo Julius II sie hatte aufstellen laßen. Nicht weit von ihr steht der schöne Kopf des Menelaus, welchen Hamilton bei Nachgrabungen in der Villa Hadriana zu Tivoli fand.

Nro. 57 und 58, zwei Statuen der Venus Genetrix und der Ceres, die zu Eleusis verehrt wurde. Beide sind von parischem Marmor. Leztere hat ein sehr nettes feines Köpfchen und im Haar einen Aehrenkranz. Sie gleicht unsrer Freundin** in**, welche mit ihrem lieblichen Organ Schillers Fest der Ceres so bezaubernd zu sagen verstand.

Nro. 45. Die Büste des Lucius Verus, des schönen Krauskopfs, die sonst in der Villa Albani war.

Hier steht auch noch eine Säule des Apolls, der bei Tivoli in der Nähe eines Teichs, der Schwefelwasser enthält, ausgegraben wurde. Der Marmor ist in der Erde röthlich geworden, vermuthlich von Eisenoxiden. Sonst war diese Bildsäule auf dem Museo des Capitols.

Aus dem Saal der Jahreszeiten tritt man in den Saal der berühmten Männer. Acht Säulen von grauem Granit tragen die beiden Bogen, durch die man von der einen Seite herein und an der andern hinaus in den Saal der Römer tritt. Diese Säulen sind von Achen vom Grabe Karls des Großen.

Demosthenes, der Redner, sitzt auf einem Marmorblocke. Er war vormals im Vatikan. Menander und Pasidipp sitzen auf antiken Sesseln, — sonst im Vatikan. Zeno, der Weltweise, gefunden auf einer Villa von Mark Aurel, war vormals im Museo des Capitols. Trajan, gekleidet mehr als Philosoph denn als Kaiser, sitzend mit einer Kugel in der Hand. Diese Statue wurde von Benedikt XIV in den Vatikan gebracht. Eben daselbst war die Bildsäule von Sextus von Chärones, dem Onkel Plutarchs, dem Lehrer Mark Aurels, und sie ist jezt hier. — Alle diese Bildsäulen sind von weißem Marmor.

Dieser Saal ist der kleinste und hat noch eine Nebenthür, zu der man an den Tagen, welche nur für die Fremden bestimmt sind, in's Mu-

seum hineingeht. — An einem Tische, der hier steht, sitzen ein Paar der Aufseher, und verkaufen für Rechnung des Museums die Medaille, welche auf die Aufstellung der mediceischen Venus geprägt wurde, und die Notice de la galerie des antiques du Musée Napoleon, ouverte pour le première fois le 18 Brumaire an 9. Prix 1 Fr. 25 Cent.

Im vierten Saal, oder im Saal der Römer, steht gleich am Eingange Nro. 83 die Bildsäule, die man bis jezt für die des Germanikus hielt. Sie ist von parischem Marmor und sehr gut erhalten. An der einen Hand fehlt nur der Daumen, und an der andern der Zeigefinger. Sie kam unter Ludwig XIV in die Galerie von Versailles, früher stand sie in der Villa Nigroni. Nach der griechischen Aufschrift ist sie von Cleomenes, dem Sohne des Cleomenes des Athenienfers.

Nro. 87. Ein griechischer Held in seiner Jugend, den einen Fuß auf einen Felsen gestellt, und mit dem Kopf vorn übergebogen. Die Glieder sind so schlank und rund, und die Züge um

den Kopf so schön, daß viele ihn für den jungen Theseus halten. Die Bildsäule ist sehr gut erhalten, von parischem Marmor, und von Griechenland herübergebracht. — Auf sie folgt eine antike Statue des Mars, nakt bis auf die Hälfte des Leibes, die der griechischen Inschrift nach von Heraklides, Sohn des Ephesers Agasias und Hermantios, gefertigt ist.

Nro. 89. Die Büste von Markus Junius Brutus, dem Mörder Cäsars, die sonst auf dem Capitol stand. Man denkt sich den Kopf dieses edlen Römers ganz anders, als man ihn findet. Es liegt in seiner Miene etwas unverständliches, das man nicht zu errathen weiß.

Nro. 93. Eine Statue von Augustus, die sonst in Venedig war, neben an eine kleine Venus im Bade, auf ein Knie gestüzt. Man sieht diese Figur hier häufig in Gyps abgegossen zu 12 Franken.

Nro. 96. Ein sterbender Krieger. Diese Bildsäule ist bekannt unter dem Namen: des sterbenden Fechters vom Capitol. In der Brust hat er die Wunde, aus der das Blut fließt, mit

dem das Leben entflieht, — er liegt auf einen Arm gestüzt und ist nahe am Umsinken; um seinen Mund stehen schon die Züge des Todes, und in seinem zur Erde gekehrten stieren Blick liest man die herannahende Ohnmacht und die Auflösung des Lebens, — er beugt sich vor dem Gesetze der Natur, wie ein kräftiger Mann, ohne entstellenden Schmerz, und der kräftige Körper sinkt dahin. Wie kühn faßten die Alten das Leben in seinen wichtigsten Momenten auf, die der verzärtelte Mensch der modernen Zeit flieht, der den Tod nur erträgt, weil er ihm nicht entfliehen kann. Der Künstler hat hier im kalten Marmor den Menschen gezeigt, wie ihm das Leben entflieht, wie die Maschine immer langsamer geht, und wie sie endlich still steht. Die fremden Gesichtszüge und der fremde Haarwurf bezeichnen den fremden Krieger, vielleicht einen gallischen oder germanischen.

Sonst war diese Bildsäule in der Villa Ludovisi. Clemens XII ließ sie in's Museum des Capitols bringen.

Nro. 98. Die Bildsäule des Antinus, genannt Antinus vom Capitol. Antinus, wel-

chem Hadrian so viele Monumente errichten ließ, erscheint hier in früher Jugend, mit einem Blick voll leiser Schwermuth, den man in allen seinen Bildsäulen findet. Die Statue ist von lunischem Marmor, und war früher, ehe sie nach dem Capitol kam, in der Villa Albani.

Nro. 105. Eine Statue von Tiber, die sich durch eine vorzügliche Schönheit und Kühnheit im Faltenwurf auszeichnet. Sie war sonst im Museum des Vatikans. Der Kopf gehört ursprünglich nicht zur Bildsäule, die auf der Insel Capri verstümmelt ausgegraben wurde. Aber er gleicht den andern Köpfen Tibers, und man hat deswegen kein Bedenken getragen, ihn auf der Statue zu befestigen.

Nro. 107 ist der berühmte Ueberrest von einer Bildsäule des Herkules, bekannt unter dem Namen des Torso von Belvedere. Es sind nur noch der Rumpf und die Schenkel übrig; der Kopf, die Arme und die Beine sind abgeschlagen und verlohren. Die Statue ist im großen Stile gearbeitet, sitzend auf einem Felsen, auf dem die Löwenhaut liegt. Man glaubt, daß dieses Stück ein

Theil einer Gruppe gewesen, die die Vergötterung des Alcides auf dem Oeta darstellte, und daß an der einen Seite Hebe, die Göttin der Jugend, gewesen, welche Herkules zur Gemahlin erhielt. — Der Engländer Flaxmann, bekannt durch seine Zeichnungen der colossalen Figur der Minerva, hat nach dieser Idee eine Gruppe bearbeitet, in der er den Torso copirt hatte. Diese Bildsäule ist, so wie der Felsen, auf dem sie sitzt, von pentelischem Marmor. Nach der griechischen Inschrift, die auf dem Felsen steht, war der Bildhauer: des Nestors Appollonius der Athenienser. Julius II hatte den Torso in den Garten des Vatikans setzen laßen; von hier wurde er nach Paris gebracht.

Sie sehen, daß ich Ihnen mehr einen Katalog vom Museo mache, als eine Beschreibung, und daß ich den Katalog noch sehr unvollständig gebe, indem ich drei Viertel der Bildsäulen, die im Museum Napoleon stehen, übergehe.

Aber ich wollte Ihnen nur eine allgemeine Idee von dem geben, was hier ist, und dazu ist eine ungefähre Aufzählung der merkwürdigsten

Bildsäulen, wie es mir scheint, der beste Weg. Alle aufzählen, das geht nicht; denn der bloße Katalog, mit einigen historischen Notizen, nimmt 186 Seiten ein.

Haben Sie einmal eine allgemeine Uebersicht über die alten Kunstwerke, welche in den sieben Sälen des Museums aufgestellt sind, so werden Sie noch um so lieber eine ausführlichere Beschreibung lesen, als ich Ihnen geben kann. — Der große Reichthum an merkwürdigen Gegenständen, — welcher einen hier von allen Seiten umgiebt, macht eine Planmäßigkeit, vermöge der man vom allgemeinen zum einzelnen schreitet, beinah nothwendig, wenn man sich nicht verwirren will. Und eine klare heitere Uebersicht der Gegenstände ist dann doch dasjenige, was für den Menschen den meisten Werth hat, und was ihm erlaubt, von seinem Wissen die vielseitigste Anwendung zu machen.

Vierzehnter Brief.

Paris.

Aus dem Saal der Römer geht man durch einen offnen Bogen in den Saal des Laokoon. Am Eingange stehen zwei Säulen von grünem Porphyr. Auf ihnen stehen kleine egyptische Gottheiten von schwarzem Basalt mit Hieroglyphen.

Ausser diesen stehen noch acht Säulen in diesem Saale. Vier, die von rothem Porphyr sind, waren sonst in der Villa Albani. Die vier andern sind von einem vorzüglich schönen grünen Marmor, mit handgroßen schwarzen Flecken. Sie haben eine Höhe von 14 Fuß, sind aus einem Block und unten nahe an $1\frac{3}{4}$ Fuß dick. Die

Alten brachen diesen Breccien-Marmor in den Steinbrüchen bei Thessalonich in Thessalien. Diese vier Säulen waren sonst in Montmorency, am Grabmahle des Connetable Anna von Montmorency. Auf diesen Säulen stehen zum Theil kleine egyptische Gottheiten und zum Theil stehen sie frei, ohne daß sie etwas tragen.

Die Gruppe des Laokoon, von der dieser Saal den Namen erhalten hat, steht dem Eingange des Saals gerade gegenüber, an der hintern Wand. Da die Säle alle in gerader Linie liegen, so sieht man sie schon durch alle Bogenöffnungen hindurch, wenn man vorn zum Vestibulo hineinkommt.

Laokoon, Sohn des Priams und Priester des Apolls, widersezte sich der Aufnahme des trojanischen Pferdes, das Verderben ahnend, das es über Troja bringen würde, und warf mit einem Wurfspieße darnach. Die Götter, welche Trojas Untergang beschlossen hatten, erzürnten sich über Laokoon, und beschlossen ihn wegen seiner Verwegenheit zu strafen. Als Laokoon einst am Meere ging, um dem Neptun zu opfern, so stiegen zwei große Schlangen heraus und warfen

sich auf ihn und seine beiden Knaben, und umstrikten diese unglückliche Gruppe und zerfleischten sie mit ihren mörderischen Zähnen. Laokoon sträubt sich gegen die Schlangen, will sie von sich reissen und hat sie, gegen Schmerz und Ueberlegenheit kämpfend, mit nervigter Faust gefaßt um sie abzuziehen, — allein seine Kraft ist zu schwach und er sendet einen hülfebittenden Blick zum Himmel. Seine Kinder suchen sich mit ihrer schwachen Kraft gegen die sie umflechtenden Schlangen zu sträuben und sehen flehend den Vater an.

Die edle Darstellung des Schmerzes, der Reichthum der Composition, wo der Schmerz und das Streben gegen den Schmerz so verschieden und zugleich so bezeichnend dargestellt wird, die schöne Vollendung in der Arbeit, und endlich die gute Erhaltung dieser Gruppe, die über tausend Jahre verlohren im Schutte des esquilinischen Berges lag, haben sie so berühmt gemacht.

Im Jahr 1506 wurde sie zu Rom unter Papst Julius dem Zweiten, auf dem esquilinischen Berge, in den Ruinen vom Pallaste des Titus gefunden. Plinius, der von ihr er-

zählt, hatte sie vor 1500 Jahren an demselben Orte gesehen. Nach ihm wurde diese Gruppe von drei rhodischen Bildhauern ausgeführt. Agesander, Polidor und Athenodor waren ihre Namen. Die Gruppe ist aus fünf Blöcken zusammengesezt, die aber so künstlich miteinander verbunden sind, daß Plinius sie nur für einen hielt. Der Arm vom Vater und zwei Arme von den Kindern fehlen.

Alle diese Notizen stehen im Katolog, den die Direktoren des Museums herausgegeben haben. Wenn man dieses seinen Freunden nicht sagt, so kann man sehr unschuldig zu dem Rufe antiquarischer Kenntnisse kommen.

In diesem Saale steht auch die berühmte mediceische Venus. Alle andere Bildsäulen stehen an den Wänden, aber Venus steht in der Mitte des Saals nahe gegen einem Fenster über, wo das schönste Licht von oben herabfällt. Sie steht auf einem runden Altar von gelbem Marmor mit rothen Streifen. Ein eisernes Geländer geht um den Altar und sichert die köstliche Bildsäule gegen zufällige Beschädigungen. Sie kennen die Gyps-

Abgüsse von ihr. Aber so schön diese sind, so sind sie das doch lange nicht, was der Marmor ist; die Feinheit und Zartheit, die diese Glieder umgiebt, läßt sich nur in Marmor darstellen. Sie ist nackend, so wie sie aus dem Meer kommt, — ein Delphin liegt zu ihren Füßen. Der pariſche Marmor, aus dem sie geformt ist, hat ein sehr feines Korn, ist aber in der Erde, vielleicht weil sie an einem feuchten Orte vergraben lag, nicht völlig weiß geblieben. Der linke Vorderarm und der ganze rechte Arm sind modern. Sie wurden im sechszehnten Jahrhundert von einigen florentiniſchen Künstlern in Rom verfertigt. Wo sie gefunden worden, ist ungewiß; beinah eben so ungewiß ist es, ob Cleomens der Bildhauer sey, welcher sie gemeisselt, wie dieses die moderne Inschrift auf der Plinte sagt. — Wie die Venus nach Frankreich gekommen, ist bekannt. La France a du l'Apollon aux victoires de Bonaparte, pendant sa prémierè campagne d'Italie; l'admiration pour sa personne a valu aux arts ce second chef d'œuvre.

Neben Laokoon steht eine schöne Bildsäule des Adonis, welche drei Stunden von Rom gefunden wurde. Pius VI hatte sie im Museum des Vatikans aufgestellt. Der rechte Schenkel und die beiden Vorderarme sind modern, aber äusserst gut gearbeitet.

Nro. 108 und 109. Zwei außerordentlich schöne colossale Büsten, die als Hermen am alten Theater der Villa Hadriani zu Tivoli standen. Die eine ist die Komödie und die andere die Tragödie. Pius VI hatte sie vom Grafen Fede gekauft, und sie auf's Museum des Vatikans gestellt.

Nro. 117. Die schöne Gruppe von Meleager, dem Sohne des Königs Oeneus zu Calydon, der den wilden Eber getödtet, welcher seine Saaten verwüstete.

Der Kopf des Ebers ist an seiner Seite und an der andern sitzt sein treuer Hund, der an seinen Herrn hinauf sieht. — Diese Gruppe wird für ein Meisterstück der alten Bildhauerkunst gehalten, und besonders deswegen geschätzt, weil sie fast gar nicht im Laufe der zerstöhrenden Jahr-

hunderte gelitten hat. Es fehlt an ihr weiter nichts als die linke Hand. Der Marmor an dieser Gruppe ist gräulich, und wahrscheinlich aus dem Berge Hymettus bei Athen. Wo man sie gefunden, ist ungewiß. Nach einigen soll sie im Schutte des esquilinischen Berges gelegen haben; — nach andern außerhalb Rom in einem Weinberge nahe an der Tiber. Sie gehörte zuerst dem Leibarzte Pauls III, Fuscini; nachher war sie lange im Pallast Pigbini, beim Plaz Farnese zu Rom, von wo sie Clemens XIV nach dem Museo des Vatikans bringen ließ.

Ohnweit des Laokoon steht eine Gruppe, die unter dem Namen Cato und Porcie bekannt ist. Sie gehören zu den halben Figuren, womit die Römer ihre Gräber verzierten. Es sind Mann und Frau, die sich auch im Tode treu und miteinander verbunden bleiben. Der Mann hat der Frau die eine Hand gegeben und sie legt die andere Hand auf seine Schulter. Wie anders erscheint hier das Leben und der Tod auf dem römischen Grabmahl, als auf den kristlichen in den Augustinern, wo Mann und Frau neben einander und

einzeln knieend auf dem Sarkophage liegen. — Diese Gruppe war sonst in der Villa Matthäi. Clemens XIV ließ sie in's Museum des Vatikans bringen.

Nro. 112 ist eine schöne Amazonin, die auch vormals im Museum des Vatikans stand; vorher stand sie zweihundert Jahre hindurch in der Villa Matthäi, auf dem Monte Coelius in Rom. Zu den Zeiten Augusts stand sie in der Halle, welche dieser Kaiser für die Aerzte bauen ließ. Auf der Plinte steht noch: Translata de schola medicorum.

Nro. 119 und 122 sind die antiken Büsten von Lucius Verus, dem Adoptivbruder von Mark Aurel und eine vom abscheulichen Commodus. Die letztere ist sehr selten, weil der Haß gegen diesen fast alle Denkmähler von ihm zerstöhrt hat. Toutes les deux sont tirés du palais ducal de Modène. Hier haben Sie ihre Herkunft und zugleich die Art, wie man so etwas hier ausdrückt in zwey Zeilen.

Hier ist auch eine kleine Bildsäule durch die Sonderbarkeit ihres Gegenstandes merkwürdig.

Ein Bauer schlachtet ein Rind, — er hat es abgezogen und die Haut hängt nur noch am Kopfe fest. Mit den Hinterfüßen hängt es an einem Zweige. Er hat es eben aufgeschnitten, und greift in die offene Spalte, um das Eingeweide herauszunehmen, welches nach der Brusthöhle herabgesunken ist. La vérité et la naivité de l'expression peuvent faire comparer ce groupe à une idylle grecque. Il est à-peu-près de demi nature. On l'a tire de la Villa Albani.

Auch ist in diesem Saale noch unter vielen andern Bildsäulen, die ich Ihnen nicht genannt habe, eine schöne kleine Statue, die sonst unter dem Namen des Paris im Museo des Vatikans stand und im Jahr 1785 fünf italiänische Meilen von Rom gefunden wurde.

Aus diesem Saale tritt man rechts in den Saal des Apollo, und aus diesem in den Saal der Musen, welches der lezte ist.

Am Eingange in den Saal des Apollo stehen zwei colossale Büsten von Jupiter und Oceanus im großen Stile. Leztere wurde vor

20 Jahren bei Neapel gefunden, wo sie der englische Mahler Hamilton erhielt. Dieser überließ sie Clemens XIV für das Museum des Vatikans. Besonders herrlich ist die Büste von Jupiter, dem Vater der Götter und Menschen, mit ihrer ewig gleichen Ruhe. Das Leben der Menschen, bewegt von den Stürmen des Schiksals, und den Leidenschaften zieht in der Tiefe weg, ohne den Göttlichen zu irren, für den die größten Wellen im Leben der Erdbewohner nur ein kleines Gekräusel des weitgedehnten Oceans der Zeit sind. Diese Büste, das Höchste, was wir vom Hohen der untergegangenen Vorwelt besitzen, wurde in den Ruinen der Colonia Ucriculana, 17 Meilen von Rom gefunden. Sie ist aus lunischem Marmor. Pius VI hatte sie im Museum des Vatikans aufgestellt.

Auf der Stelle am Eingange des Saals des Apollo übersieht man mit einem Blick die vier größten Meisterstücke der alten Bildhauerkunst. Laokoon, Jupiter, die mediceische Venus und den vatikanschen Apoll. Diese, die sonst zerstreut waren auf der classischen Erde, haben sich jezt hier im fernen fremden Lande zusammengefunden.

Aber es geht, wie Schiller in den Antiken geweissagt hat:

Was der Griechen Kunst erschaffen,
Mag der Franke mit den Waffen
Führen nach der Seine Strand;
Und in prangenden Museen,
Zeig' er seine Siegstrophäen
Dem erstaunten Vaterland!

Ewig werden sie ihm schweigen,
Nie von den Gestellen steigen
In des Lebens frischen Reih'n.
Der allein besizt die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen,
Dem Vandalen sind sie Stein.

So wie man tiefer in die Säle kommt, werden die Bildsäulen schöner und herrlicher. Am Eingange steht Ariadne vom Capitol. Dann Antinus von Belvedere, eine der schönsten Statuen des Alterthums, von ganz vorzüglich feinem parischen Marmor. Sie wurde unter Paul III

zu Rom auf dem esquilinischen Berge gefunden und für werth gehalten, auf dem Belvedere beim Apoll und dem Laokoon zu stehen. Sie ist sehr gut erhalten und es fehlt nur der rechte Arm und die linke Hand.

Dann die Büste von Caracalla und ein dreiseitiger marmorner Opferaltar, mit Basreliefs und einem bronzenen Opferbecken.

Ferner eine Bildsäule von Mars, wobei der ganze Untertheil neu ist; und eine andere kleine Statue von demselben Gotte, aus lunischem Marmor.

Nro. 159. Zwei antike Sessel, vom schönsten rothen Marmor den man kennt, und mit einer ausserordentlichen Genauigkeit und Leichtigkeit gearbeitet. Man fand sie in einem zerstöhrten römischen Bade. Im Mittelalter dienten sie zu bischöflichen Stühlen in der Kirche St. Johann von Lateran, bis endlich Pius VI sie zu den Antiken im Museum des Vatikans stellen ließ.

Nro. 165. Die Büste Trajans, ein ernstes Gesicht mit einem leichten Schleier von Melancholie. — Neben ihm steht die Büste das Ner-

va. Ces bustes sont tirés de la Villa Albani.

Nro. 132. Eine Urania, die vormals in der Galerie von Versailles war. Der Kopf und der Arm sind modern und von Girardon. Der Sternenkranz, den sie um den Kopf hat, ist auch von ihm, und übrigens zweifelhaft, ob diese Bildsäule nicht eher die Hoffnung vorgestellt habe als die Sternkunde.

Nro. 163 ist die beinah colossale Statue des egyptischen Gottes Orus von Alabaster. Orus war der Gott des Lichts, und die Egyptier pflegten seine Bildsäulen von hellem durchsichtigen Alabaster zu machen. Diese Bildsäule stand vielleicht vormals an der Pforte eines Tempels des Orus. Sie ist sitzend und in dem großen kargen Stile gearbeitet, den wir an den Werken dieses berühmten Volkes bewundern. Auf der Stelle, wo sonst der Tempel der Isis in Rom war, und wo sich jezt das Collegium Romanum befindet, fand man diese Bildsäule unter dem Schutte. Sie stand, ehe sie nach Paris gebracht wurde, in der Villa Albani. — Eine schöne Statue der Isis steht

hier in der Nähe, — sie hat einen Becher in der Hand, aus dem sie eine Schlange trinken läßt. Sie ist von parischem Marmor, und stand unter Pius VI im Museum des Vatikans.

Nro. 171. Eine kleine sehr schöne Statue der Minerva, aus lunischem Marmor.

Hier steht auch Leucothea, die Tochter das Cadmus, die Erzieherin des Bacchus, — eine sehr einfache und zugleich sehr schöne Gruppe. Sie hat den kleinen Bacchus auf dem Arme, der seine Händchen ausstreckt um ihr das Kinn zu streicheln. Sie sieht ihn mit Wohlgefallen an, aber nicht mit der Liebe, die eine Mutter gegen ihr Kind hat. Sie zeigt mit der Hand in die Höhe, seine hohe Abkunft andeutend. Die Falten in dem aufgeschürzten Gewand hat der Künstler mit großer Sorgfalt und Feinheit bearbeitet, besonders den Theil des Gewandes, der über die rechte Schulter hängt. Man sieht unter dem aufgehobenen Arm, tief in's Gewand hinein. — Diese Gruppe ist aus den ältesten Zeiten der Griechen und stand vormals in der Galerie der Villa Albani.

Nro. 189. Der Sonnengott, oder Alexan-

der vom Capitol. Diese Büste, aus pentelischem Marmor, ist voll der großen Ruhe, die nur die höhere Nature hat, welche schon durch ihr bloßes Daseyn belohnt.

In der Nähe des Sonnengottes steht eine Bildsäule des Bacchus, die für die schönste gehalten wird, welche aus dem Alterthum übrig geblieben. Seine runden Glieder, seine weichen vollen Formen, das Seelige seines Lächelns bezeichnen den großen Freudebringer, der hier nachläßig gestreckt auf einem Ulmenstamme ruht, an dem Weinreben hinaufranken.

Nro. 186. Die Bildsäule des Paris, des Geliebten der Helena. Krause lange Locken legen sich leicht um seine Stirne. Dieser sehr schöne Kopf stand sonst in der Villa Albani.

Nro. 184 und 185. Zwei schöne Candelabern, aus dem Museum des Vatikans. Zwischen ihnen steht die Bildsäule des Antinus in rothem Marmor, in der Stellung und in dem Gewande eines egyptischen Gottes. Sie stand vormals in der Villa Albani. — Eine andere Statue von Antinus, aus pentelischen Marmor,

in der Stellung des egyptischen Gottes Orus, steht in der Nähe. Sie war sonst auf dem Museum des Capitols. Man fand sie 1738 zu Tivoli, in dem Schutte der Villa Hadriani. Die Dankbarkeit Hadrians ist die Ursache, daß man hier so viele Statuen von seinem Lieblinge Antinus sieht. Dieser hatte sich in den Nil gestürzt um das Leben seines Kaisers zu retten, und dieser, durchdrungen von Liebe und Dank, ließ ihm Statuen und Tempel errichten, und zu seinem Andenken die Stadt Antinopolis bauen. Die Bildsäule ist nackend, gerade stehend, vor sich hin sehend, mit am Leibe heruntergestreckten Händen und geschlossenen Fäusten. Um den Kopf und um die Hüften geht ein kurzes Gewand, mit geraden parallelen Falten.

Nro. 181 ist die bekannte Büste des Demosthenes, die sonst in der Villa Albani stand. Hier steht eine Bildsäule von Bacchus, aus pentelischem Marmor; tiré de la galerie de Versailles.

Nro. 180. Die Büste Alexanders Severus, on l'a tiré de la collection particulière de Pie VI.

Nro. 177. Wieder eine Büste von Antinus, die sonst auf dem Schlosse Ecouen bei Paris war. Annoncer un portrait d'Antinus, c'est annoncer un ouvrage de mérite; celui-ci est digne d'une attention particulière pour sa beauté, sa belle conservation etc. Die folgende Bildsäule von Apoll, dem Lycier, stand sonst im Garten von Versailles. — Nicht weit davon steht die Bildsäule der schönen Faustine, der Gemahlin des Mark Aurel, in sehr weißem Marmor gearbeitet, — mit einem Schleier um den Kopf.

Nro. 140. Eine Statue des indischen Bacchus, des Eroberers des Orients, in asiatischer Tracht, aus pentelischem Marmor, die sonst im Vatikan stand. Neben ihr steht Herkules und sein Sohn Telephe, den er mit der Tochter des Königs von Arkadien erzeugt hatte. Diese schöne Gruppe wurde zu den Zeiten Julius II auf's Belvedere des Vatikans gebracht. — Hier steht auch eine Statue des gefräßigen Kaisers Vitellius, die sonst im Antiken-Saal des Louvre stand. Sein schlaffes Gesicht, und das hangende

Doppelkinn gibt ihm beinah das Ansehen eines Prälaten.

Nro. 138. Die Venus von Arles. Diese Bildsäule wurde 1651 zu Arles in Provence gefunden und machte sonst eine Hauptzierde der Galerie von Versailles aus. Der Marmor ist etwas grünlich, und wie es scheint von dem Statuen-Marmor, welchen die Alten auf dem hymettischen Gebürge bei Athen brachen.

* * *

Unter der Menge der schönen Bildsäulen, welche in den Fenstern und an den Wänden dieses großen Saals hinauf und herunter stehen, steht Apoll von Belvedere herrlich wie ein Gott und überstrahlt sie alle. Er steht in einer Nische, mitten gegen die Länge des Saals, auf einem Altare von weißem Marmor mit blauen Adern. Zu beiden Seiten der Nische stehen zwei Säulen von Granit, welche das Gesimse tragen. Diese waren vormals in Achen. Eine Einfassung von Eisen geht um die Erhöhung, auf der der Altar des Apoll steht. Der Fußboden ist von kostbarer Mosaikarbeit; auf den Stufen vor dem Altare

liegen zwei antike Sphinxe von silbergrauem Granit. Im Mosaik des Fußbodens ist ein Hahn auf einem Wagen abgebildet, der mit zwei Vögeln fährt; die Zügel hat er im Schnabel. Im andern Felde des Mosaik ist auf ähnliche Weise ein Haase eingelegt, der mit zwei Enten fährt und die Zügel in den Pfoten hält. Bilder einer sonderbaren, fern entlegenen Zeit.

Ueber diesen Bildern eines verborgenen mystischen Zeitalters steht der Gott in seiner ewigen Jugend, leicht dahineilend, in der ausgestreckten Linken den Bogen und über den Arm das Gewand geschlagen, welches nichts vom schönen Körper verdeckt. — Der Marmor am Apoll ist von einer vorzüglichen Feinheit und Weiße, aber die Meinungen, woher er sey, sind getheilt. Die römischen Bildhauer glaubten, es sey griechischer Marmor. Mengs hielt ihn für carischen oder lunischen. Dalomieu, der berühmte Mineralog, war derselben Meinung.

Wer der Bildhauer war, der diese Bildsäule machte, das ist unbekannt. Der rechte Vorderarm und die linke Hand sind von Giovanni, dem Schüler von Michel Angelo.

Der Apoll wurde gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zu Capo d'Anzo gefunden, 12 Stunden von Rom am Ufer des Meeres, in den Ruinen des alten Antinus, einst berühmt durch seinen Tempel der Fortuna und durch die prächtigen Sommerwohnungen der Kaiser. — Julius II, der damals noch Cardinal war, erhielt den Apoll, und stellte ihn in seinem Pallaste auf. Sobald er Papst wurde, brachte er die Statue in das Museum des Vatikans, où, depuis trois siècles elle faisoit l'admiration de l'univers, lorsqu'un héros, guidé par la victoire, est venu l'en tirer pour la conduire et la fixer à jamais sur les rives de la Seine.

Le 16 Brumaire an 9 le premier Consul Bonaparte, accompagné du Consul Lebrun et du Conseiller-d'état Benezech, a fait l'inauguration de l'Appollon, et à cette occasion il a placé entre la plinthe de la statue et de son piédestal l'inscription suivante, gravée sur une table de bronze qui lui à été

présentée par l'administrateur et par le citoyen Vin, au nom des artistes:

La statue d'*Apollon*, qui s'éléve sur ce piedestal
trouvée à Antium, sur la fin du XVe siècle,
placée au Vatican par *Jules II* au commencement du XVIe,
conquise l'an V de la République par l'armée d'Italie
sous les ordres du général *Bonaparte*,
á été fixé ici le 21 Germinal an VIII,
premier année de son consulat.

Au revers est cette inscription:

Bonaparte, 1er Consul.
Combacères, 2e Consul.
Lebrun, 3e Consul.
Lucien Bonaparte, Ministre de l'Intérieur.

Fünfzehnter Brief.

Paris.

Wenn man durch diese sieben Säle mit Bildsäulen geht, so wundert man sich über die Menge der Antiken und über ihre gute Erhaltung.

Der Catalog des Museums enthält 240 Nummern, und obschon nirgends so viele Antiken beisammen sind, als hier: so sind doch immer noch sehr viele in den andern europäischen Museen. Auch darf man wohl annehmen, daß bei weitem noch nicht alle alte Bildsäulen wiedergefunden und ausgegraben sind.

Die Reichen der Vorwelt, weniger ihr Geld

verschwendend wie die unsrigen an allerhand moderne Möbel, zierten häufig ihre Gemächer und ihre Landhäuser mit kostbaren Bildsäulen, und daher die große Menge derselben, welche in der Erde wiedergefunden wird. Jetzt, da der reiche Himmel der Griechen und Römer ausgestorben ist, und da die neuen Völker nicht wie die alten den Körper und die Seele zugleich erziehen, so fehlt es den Künstlern an Stoff, und er hat weder Götter noch Heroen, noch große Menschen, die er darstellen könnte.

Die Geschichte des Christenthums liefert wenig Gegenstände für die Bildhauerkunst, und unsere moderne Zeit wenig Männer für den Meissel. Was kann ein Bildhauer mit einem Philosophen anfangen, der wie Kant eine eingedrückte Brust hat, oder mit einem berühmten Naturforscher, der wie Lichtenberg verwachsen ist, oder mit einem Poeten, der wie Klopstock eine Perrücke trägt oder der wie Pope einen Buckel hat? Will er auch von so einem nur den bloßen Kopf haben, so wie der Leser, um eine Herme zu machen, wie von Virgil oder

Sokrates, so hat der Mann Locken und trägt einen Zopf und ist frisirt. Ist er endlich so glücklich, einen Dichter wie Göthe gefunden zu haben, an dem der Körper so viel werth ist wie der Geist, oder einen Philosophen wie Jacobi, so stecken diese wieder in der Hofuniform, und wenn dann der Bildhauer auch mit ihnen aufs Lombard geht, um einen alten Mantel für sie zu holen, so ist ihnen doch immer unheimlich in der fremden Kleidung zu Muthe, und niemand kennt sie, und die Collegen sagen: la ressemblence, — je ne peux pas nier, qu'elle seroit parfaitement! — mais le costume grec, — und so kommt es dann, daß unsere Bildhauer nur die Alten copiren, und daß man alle moderne Bildsäulen von ganz Europa auf einen Fleck begraben könnte, ohne daß unsere Nachkommen sonderlich viele Antiken bekämen, und ohne daß sie wüsten, was unsere Dichter und Philosophen, deren Werke sie vielleicht studieren werden, einst für ein Antliz hatten.

Die gute Erhaltung der alten Bildsäulen wundert und freut einen eben so sehr, als ihre

Menge. Man sieht, daß die Barbaren sie nicht umwarfen, und daß sie wahrscheinlich schon in sicherer Erde lagen, als diese Völker das römische Reich überströmten. Vermuthlich ließen die Reichen, als die Gothen und Vandalen im Anzuge waren, die kostbaren Bildsäulen abnehmen und in die Erde vergraben, um sie in einer ruhigeren glücklicheren Zeit wieder auszugraben und an die alte Stelle zu setzen. Sie haben diese Zeit nicht erlebt, das römische Reich fiel als eine Beute roher Völker und als ein Opfer seiner eigenen Schwäche. Diese Vergrabungen geschahen vielleicht damals, als im Jahr 409 Alarich, König der Westgothen, zuerst Rom belagerte, und endlich mit dem Kaiser Honorius einen Vergleich schloß. Als dieser nicht gehalten wurde, belagerte Alarich Rom aufs neue, eroberte es mit Sturm, und ließ seine Gothen mehrere Tage plündern. Fünfzig Jahre später wurde Rom zum zweitenmal unter Maximus vom Vandalischen König Genserich erobert und geplündert. Dieser führte alle Schätze, die er in Italien und Rom erbeutet hatte, mit sich nach

Carthago, und die Bildsäulen, die nicht vergraben waren, wurden wohl alle entzwei geschlagen oder weggeführt.

Diejenigen Bildsäulen, welche so leicht zerbrechlich sind, wie zum Beispiel die Gruppe des Laokoon oder des Apollo, mit der großen Fläche seines dünnen Gewandes aus Marmor, müssen nicht allein sehr vorsichtig vergraben worden seyn, sondern auch in sehr trockener Erde, weil der Marmor noch so weiß ist. Diese haben entweder in reinem Sande gelegen oder in trockenem Schutte. Einigen Bildsäulen sieht man an, daß sie in einer Erde lagen, welche oxidirte Eisentheile führte, die sie gelb oder röthlich machten. So ist der Boden, in dem die mediceische Venus 1000 Jahre schlief, nicht so rein und trocken gewesen als der, wo der Vatikanische Apollo diese Jahrhunderte hindurch lag. Denn der sehr feine und sehr harte Marmor an der Venus hat doch schon ein wenig vom Boden gelitten, in dem er lag.

Denon, der mit Bonaparte in Egypten war, und das bekannte Prachtwerk über egyptische Alterthümer herausgab, ist der Direktor des

Museums Napoleon. Alle Anordnungen im Museo kommen von ihm her; in vielen zeigt er Geschmack, in andern gar nicht, und in verschiedenen muß er sich wohl etwas nach dem pariser Theaterwesen richten. So sind z. B. mehrere Säle mit Papiertapeten bekleidet, und die Deckengemählde sind, so wie die Decken, mit Stuckarbeit und breiten vergoldeten Leisten eingefaßt. Diese vergoldeten Einfassungen sind zu schwer und zu breit gegen die Größe der Säle, und werden wahrscheinlich nach einigen Jahren das Schicksal der breiten Deckenvergoldungen in der großen Galerie zu Versailles haben, die unter Ludwig dem XIV. gemacht wurden, und die jetzt schon ganz schwarz angelaufen sind.

Den Zuschauer stöhren anfangs die müßigen Säulen, die überall in den Sälen stehen ohne etwas zu tragen. Die Kleinigkeiten, die man darauf gestellt hat, und die so leicht sind, daß sie von einer Weinrebe eben so gut könnten getragen werden, als von einer Säule, zeigen diesen Uebelstand mehr als daß sie ihn verbergen. Indeß der Franzose will Säulen haben, auch selbst auf die

Gefahr, daß er sie ganz müßig dahin stellen soll.

Das Museum ist, wie ich Ihnen schon gesagt habe, jede Woche zwei Tage dem Publikum offen, den Sonnabend und den Sonntag. Aber dann muß man nicht hingehen, weil man sonst den niedrigsten pariser Pöbel, die Fischweiber und die Damen der Halle, hier zwischen den herrlichen Bildsäulen trifft, welche sie von vorn und hinten begaffen. Ich habe mich mehrmals für den vatikanschen Apoll geschämt, wenn ich einen Haufen dieser rohen Weiber vor ihm stehen sah, und — — — Die Regierung sollte doch ihren Pöbel hinlänglich kennen, um ihn von dieser heiligen Stelle entfernt zu halten. Und wenn sie ihm eine Freude machen will, so errichte sie im Louvre ein Wachsfiguren-Cabinet, oder lasse nur Bertram das seinige öffentlich dem Volke zeigen, und der Pöbel und die Damen von der Halle werden sich noch besser amüsiren.

Ist es nun obendrein des Sonnabends oder des Sonntags Regenwetter, so tragen sie eine solche Menge pariser Gassenkoth hinein, daß die

ganze Woche beinah der Fußboden des Museums schmutziger ist, als ein holländischer Viehstall, denn erst am Freytag wird das Museum gefegt, das freilich wenig hilft, weil am Sonnabend schon wieder jeder hinein laufen kann.

Am Eingange sitzen dann ein paar Weiber, an die man Stock, Parapluie und Degen abgeben muß. Man erhält dafür eine Nummer, welche man beim Ausgange wieder abgibt, und gegen einen Sous seinen Stock oder sein Parapluie wieder erhält. Es ist dieses eine Vorsichtsmaßregel, damit niemand nach einer Bildsäule zeigen kann, und keiner in Gefahr komme sie unvorsätzlich zu beschädigen. Man findet diese Einrichtung hier in allen öffentlichen Museen, an den öffentlichen Tagen. Auf jede muthwillige Beschädigung irgend eines Denkmahls hat das Gesetz zehnjährige Eisen gesetzt.

Aus dem Saal des Apoll tritt man in den Saal der Musen. Dieser ist der siebente und letzte der Antikensammlung.

In der Mitte steht auf einem runden Altar von Breccien-Marmor, die schöne Venus vom

Capitol, die in der Mitte des vorigen Jahrhunderts beim Quirinischen Berge gefunden wurde. Pabst Benedict XIV kaufte sie von der Familie Stati, und brachte sie nach dem Capitol.

An den Wänden dieses Saals stehen acht Büsten als Hermen auf gelbem, roth geädertem Marmor. Unter diesen sind die Büsten des Euripides, Sokrates, Virgil, Bacchus, Hippokrates und des blinden Homer', welche sonst auf dem Capitol war, und die das eigene Schicksal hatte, daß sie eine Zeit lang als Mauerstein in der Gartenmauer des Pallastes Cartanus eingemauert war, wo sie der Alterthumsforscher Ficcoroni entdeckte, und sie an den Cardinal Albani verkaufte. Von diesem erhielt sie Clemens XII. Nro. 195 Apoll der Musaget mit der Leier in der Hand, vorwärts schreitend, und aufhorchend auf die göttlichen Töne, die seine Finger den Saiten entlocken. Diese Statue ist aus dem Vatikanschen Museo. Sie ist von pentelischem Marmor, und wurde mit den Musen zu Tivoli im Hause des Cassius gefunden.

In diesem Saale stehen zwei Säulen; die eine

von afrikanischem Marmor, die andere von einem kostbaren orientalischen Granit. Auf der einen liegt eine Kugel von Serpentinstein, auf der andern eine von Alabaster. Der Saal erhielt den Nahmen: Saal der Musen, von der seltenen Sammlung der sieben antiken Musen, welche sonst im Museo des Vatikans war, und von da hierhin gebracht wurde. Im Jahr 1774 fand man diese in den Ruinen vom Landhause des Cassius zu Tivoli. Man grub hier auf einmal acht Bildsäulen aus, nämlich Calliope die Muse des Epos, Melpomene, die Muse der Tragödie, Polyhymnia, die Vorsteherin der Geometrie, der Grammatik und der Leyer, Clio die Muse der Geschichte, Erato die Muse der Tanzkunst, Thalia, die Muse der Comödie, Terpsichore die Muse der lyrischen Poesie, die Bildsäule vom Apoll dem Musageten, und eine kleine sitzende Urania. Pius der VI kaufte diese kostbare Sammlung für das Museum des Vatikans, und ließ, um sie aufzustellen, im Vatikan einen eigenen Saal hierzu bauen. Von hier holten sie die Franzosen nach Paris.

Wie weh mußte es dem alten Manne thun, als er, durch den Traktat von Tolentino gezwungen, den französischen Commissarien Berthelet, Barthelemy, Moitte, Monge, Thouin und Tinet die Museen des Vatikans und des Capitols öffnen mußte, und diese nun die herrlichen Kunstwerke wegnahmen, die er und seine Vorfahren lange gesammelt hatten.

Auf den Gestellen von vielen Bildsäulen, die Pius einst im Vatikan aufstellen ließ, stehen noch die Worte: Pius VI. P. M.

Die kostbaren Arbeiten aus orientalischen Steinen, welche die Franzosen aus dem großherzoglichen Schlosse von Florenz mitnahmen, stehen in der ersten Etage des Museums, da wo die Gemähldegalerie ist. Zum Theil stehen die langen Marmorplatten als Tische in der langen Galerie des Museums. Die meisten aber sind in einem andern Saale, in dem die Handzeichnungen der großen Meister hangen. Hier stehen in der Mitte Tische vom feinsten orientalischen Granit, um die rund herum eine eingelegte Guirlande von Blumen und Laub geht, welche aufs schönste

von seltenen farbigen Steinen gearbeitet ist. Auf andern Tischen liegen in der Mitte Blumensträuße aus feinen Steinen, mit einer Farbenschattirung und einer Genauigkeit eingelegt, daß man kaum die Fugen erkennet. Diese langwierigen kostbaren Arbeiten machten sonst den Stolz von Florenz aus. Am Ende des Saals stehen noch zwei Tische von rothem Marmor mit weißen Flecken, die 3 Fuß breit und 11 Fuß lang sind, bei denen das Tischblatt blos aus einem Stück ist.

Ob die Geschichte den französischen Glauben bestätigen wird, daß alle diese Kunstwerke nun für immer an die Ufer der Seine gebunden sind? — Roma, die weltbeherrschende, konnte, als sie gesunken war, es nicht verhindern, daß Völker, die sie vormals nur als besiegte Barbaren kannte, hinkamen und die herrlichen Bildsäulen mit sich fortführten. — Und dieses nicht etwa im Sturm der Eroberung, im Drange des Siegers, — der unaufhaltsam wie der Waldstrom kommt, aber auch schnell wieder vorüber zieht, — sondern im vorgeschriebenen Frieden, von ruhig auswählenden und einpackenden Commissionen,

die zwischen einer römischen Besazung und 120. tausend Römern die herrlichsten Kunstwerke aussuchen und das mit sich nehmen, was ihnen am besten gefällt und was den Römern das liebste ist.

Welches Volk wird in künftigen Jahrhunderten diese eroberten Kunstwerke wieder erobern? Vermuthlich eins aus dem tiefen Norden, das begierig nach Wissenschaft und Kunst gegen das Clima ankämpfend, die Erzeugnisse des milderen Himmels in seine nordischen Marmorpaläste verpflanzt:

Nicht, wo die goldene Ceres lacht
Und der friedliche Pan, der Flurenbehüter,
Wo das Eisen wächst in der Berge Schacht,
Da entspringen der Erde Gebieter.

Es werden Zeiten kommen, wo der fremde Krieger durch diese Hallen geht, und wo sein staunendes Auge die Götterbilder betrachtet, die der Grieche vor vier und zwanzig Jahrhunderten erschuf, und die eine lange Reihe von Jahrhun-

derten verborgen lagen, schlafend in der heiligen Erde, bis der Sturm der Gothen und Vandalen vorübergezogen war. Herausgezogen wie diese aus dem Norden, der Scheide der Völker, und Sieger wie diese, aber gebildeter und heranstrebend nach dem Trefflichen, dem das Große der Seine nur klein erscheint, wird er sie mit sich nehmen, und sie leicht wegführend in sein Vaterland bringen — dort das Schöne stellend neben das Große, und die herrlichen Gebilde aus penteliſchem Marmor neben die furchtbaren nordischen Granitmassen, auf denen seine metallenen Bildsäulen ruhen.

Sechszehnter Brief.

Paris.

Der Pallast des Erhaltungs-Senats, vormals Palais Luxembourg (Plan von Paris Nro. 51.) wurde im Jahr 1616 vom Baumeister Desbrosses auf Befehl der Maria von Medicis nach dem Muster des Palais Piti in Florenz gebaut. Maria von Medicis hatte das alte Palais nebst dem Garten vom Herzog von Luxenburg für die Summe von 90,000 Liv. gekauft.

In der Galerie des Luxemburg sind 20 Gemählde von Rubens, welche das Leben der Maria von Medicis vorstellen. Ihre Geburt, ihren

Unterricht, ihre Heirath u. s. w. Der Mahler hat den ganzen Olymp in Bewegung gesetzt, um der Königin zu dienen. Ihre Erziehung erhält sie in einer Grotte, wo Minerva selbst sie in den Wissenschaften unterrichtet. Merkur unterweiset sie in der Beredsamkeit, und Apoll, mit Lorbern gekrönt, gibt ihr den Unterricht in den schönen Wissenschaften. Die Grazien reichen ihr eine Krone. Auf dem folgenden Gemählde ist das Ueberschicken des Portraits der Maria an Heinrich den IV. dargestellt. Hymen, mit Blumen bekränzt, überreicht es dem Könige; ein Amor macht ihn auf die Schönheit desselben aufmerksam, und Frankreich steht an der Seite und ermuntert ihn zu dieser Heirath, und im hohen Himmel sitzen der Vater der Götter und die stolze Juno, und nehmen herzlichen Antheil an der Verlobung.

Dieses ist der rechte Hochzeitscarmenstyl in der Mahlerei, der mit jenem, außer der plumpen Schmeichelei, auch noch seine völlige Unbedeutendheit gemein hat. Man findet indeß in dieser Reihe von Gemählden nicht, wie später die stolze Königin von ihrem eigenen Sohne in's Exil geschickt wurde, und wie sie in

Cölln in Dürftigkeit lebte und starb, weil ihr allmächtiger Feind, der Cardinal Richelieu, ihre Pension ihr nicht auszahlen ließ.

Die Galerie des Erhaltungssenats besteht aus wenigen Meistern, von denen aber große Gemählde suiten hier sind. Von Lesueur, einem der berühmtesten Mahler Frankreichs, ist eine Folge von vier und zwanzig Gemählden hier, welche das Leben des heiligen Bruno vorstellen, und sonst im Carthäuserkloster waren. Ferner die zwölf Zeichen des Thierkreises von Jordans (geboren zu Antwerpen 1594, gestorben 1678, ein Schüler Rubens). Dann die französischen Häfen, welche Vernet um's Jahr 1752 auf Befehl Ludwigs XV mahlte. Diese Sammlung besteht aus 15 Gemählden. Der Erhaltungssenat hat im Innern und Aeußern des Pallastes große Baue vornehmen laßen, die zum Theil schon vollendet sind. Das sonst so mächtige Direktorium hatte wenig am Pallaste gethan, vielleicht weil es nicht lange genug regierte. Jetzt sind neue Dächer gelegt, die überladenen Verzierungen weggebrochen, der Garten ist vergrößert, zum Theil auf's neue

angepflanzt und mit vielen marmornen Bildsäulen verschönert. Er ist jetzt für diese Gegend um Paris das, was der Garten der Tuillerien, mit dem er viele Aehnlichkeit hat, für die City ist — der Spaziergang der Müßigen, der Ammen und der Kinder. Auch ist hier, so wie auf der Terrasse der Tuillerien, ein Kaffehaus, wo man häufig alte Politiker findet, welche die Zeitungen lesen. Auswendig am Schlosse hat der Astronom Bouvard jetzt eine Sonnenuhr gemacht, welche zugleich wahre und scheinbare Zeit das ganze Jahr hindurch zeigt. Inwendig im Schlosse sieht man einige herrliche Marmorarbeiten, besonders an der breiten Treppe, welche zum Saal des Senats führt. — Man versichert, daß die große Bibliothek des Arsenals, welche aus ungefähr 180,000 Bänden besteht, hierhin soll gebracht werden. Nur begreife ich nicht, wo sie stehen soll, da bei aller Größe des Pallastes eine solche Bibliothek noch schwerlich in dem noch unbesetzten Raume Platz finden würde. Mehrere Senatoren wohnen hier; die meisten aber wohnen in eigenen Häusern in der Stadt, oder leben auf ihren Senatorerien in den Provinzen.

Die Galerie des Erhaltungssenats ist für's Publikum den Sonntag und Montag offen. Für die Fremden jeden Tag, ausgenommen Sonnabends. Es sind einige vortreffliche Marmorarbeiten hier von Lesueur, Sergel, Allegrin, Pajou u. andern. Die vollkommene Weisse des cararischen Marmors und der frisch erhaltene feine Glanz der Politur zieht anfangs sehr zu ihnen hin. Aber wenn man diese Statuen mit den Statuen der Alten vergleicht, so können sie nicht anders als verlieren.

Unsere Künstler studiren die schönen Formen der Antike, und arbeiten darnach; aber ihre Statuen, ihre Gemählde sind, mit der Antike verglichen, ohne Leben. Der Grieche sah diese schönen Formen im regen, im bewegten Leben; er sah sie auf dem Markte, er sah sie im Hafen und auf der Arena. Er kannte alle innere Bewegungen des schönen Griechen und der schönen Griechin, und den Widerschein, den sie auf dem Antlitz machten. Unsere Künstler sehen nicht mehr das Leben des Griechen, und das, was sein Gemüth bewegt, auf dem Foro oder bei den olympischen Spielen; er sieht nicht mehr ihre

Waffen, ihre Kleidung, ihr Haus, ihr Hausgeräth, ihre Familie ꝛc., und doch stellt er Scenen aus einer Welt dar, die er wie lebendig sah, und aus der er nur einige Ueberreste kennt und — die Schrift. Diese studirt er mit Fleiß, jene ahmt er geschäftig nach, und es entsteht denn endlich ein Kunstwerk, was mit Fleiß gearbeitet ist, worauf viel Geschicklichkeit verwendet worden, und das doch am Ende ungefähr so wirkt, wie die berühmte Arie von Leonhard Euler, die er nach seiner Theorie der Harmonie und der Schwingungszeiten der Saiten berechnet hatte.

Die Mahler der niederländischen Schule stellten das Leben dar, welches sie sahen, das Leben ihres Volks und ihrer Zeit; und daher haben ihre Gemählde einen Ausdruck und eine Wahrheit, die man in den andern Schulen, die entfernte Völker und entfernte Zeiten darstellen, nicht findet. Wenn David einen Moment aus der römischen Geschichte mahlt, so versetzt er sich unter jene Zeiten, unter jenes Volk, und stellt sich vor und überlegt verständig, wie es gewesen und welche Stellung ein Römer bei der Handlung hatte, und welche die Rö-

merin. Aber wer dieses nie sah, ist David, und seine Gemählde können nie die Wärme, den Ausdruck und das Leben haben, wie die der niederländischen Mahler, die das lebendige Leben ihres Volks und ihrer Zeit darstellten. David ist genöthiget, das bewegte Leben seines Volks, das einzige, was er sieht, auf die fremde Form überzutragen; und da es sehr schwer ist, sich hierin nicht zu irren, so kommen so leicht schreiende Widersprüche in gute und mit Sorgfalt und Studium ausgearbeitete Gemählde. Daher die französische Theaterstellung der Hersilia in Davids Sabinern, daher die gleichförmige Operngruppirung in seinen Horatiern. Dieses ist ein großes Gemählde, welches David dem Erhaltungssenate geschenkt hat, und das hier aufgehangen ist. Die drei Horatier schwören ihrem alten Vater den Eid, im Gefechte mit den drei Curiatiern entweder zu siegen oder zu sterben. Alle drei haben genau dieselbe Stellung, alle drei setzen den linken Fuß auf dieselbe Weise vor, alle drei haben dieselbe Wendung der Körper. Von dieser französischen Symmetrie, die einem hier überall in den regelrechten Gärten von Le Nostre und in den Stellungen der

Oper begegnet, hat sich David, wie es scheint, nicht frei machen können, und er ist doch unstreitig der kräftigste, wildeste Mensch unter allen den hiesigen Künstlern, wie dieses sein Leben während der Revolution beweist, und sein Junius Brutus. Auch dieses Gemählde hat er dem Vaterlande geschenkt, und es ist jetzt in der Galerie des Erhaltungssenats aufgehangen. Folgendes ist sein Inhalt:

Sextus, der Sohn des Königs Tarquin, hatte Lucretia, die edle Römerin, geschwächt. Diese stieß sich den Dolch in die Brust und flehte sterbend um Rache. Lucius Julius, genannt Brutus, schwur, das Vaterland von den Tarquinern zu befreien. Er verband sich mit Collatin, Lucretius, Valerius und einigen andern, die er alle den Bundeseid auf den Dolch schwören ließ, an dem noch das Blut der Lucretia war. Der Haß der Tirannen war allgemein. — Das Volk stand auf, als es einen Mittelpunkt sah, um den es sich sammeln konnte, und verbannte durch ein Dekret die Tarquiner auf ewig von Rom. Junius Brutus wurde zum ersten Consul gewählt,

und Collatin, der Gemahl der Lucretia, zum zweiten. Zugleich wurde durch ein Gesetz die Todesstrafe für die bestimmt, welche die Könige wieder einführen wollten.

Einige junge Römer, die am wollüstigen Hofe der Tarquiner gelebt, wünschten indeß die königliche Familie zurück, und machten einen Plan, die Tarquiner wieder in Rom einzuführen. An der Spitze dieser Verschwörung standen die Söhne von Brutus, und Aquilius, der Vetter von Collatin dem andern Consul.

Brutus war Vater und war Consul. Das Gesetz mußte im neuen Freystaate regieren, und nicht die Willkühr. Brutus gehorchte dem Gesetze, und ließ die Verschwörer und seine Söhne öffentlich auf dem Markte hinrichten.

Brutus kommt nach Hause.

Das Familiengemach, wo die Mutter ist, deren Söhne er hat hinrichten laßen, wo die Schwestern der getödteten Brüder versammelt sind, flieht er. Er setzt sich im Vorhause an die Bildsäulen der Republik, welcher er ein so großes Opfer durch die Hinrichtung seiner Söhne gebracht hat. Streng

und ernst sitzt diese da, mit der Waage der Gerechtigkeit und dem Schilde, auf dem eine Wölfin den Romulus und Remus säugt. Diesen Moment hat David in seinem Gemählde gewählt. Brutus sitzt in tiefem Schatten, den Brief, den seine Söhne an den Tarquin geschrieben, in der Hand haltend. Er hört ferne Fußtritte und horcht auf. Die Thür öffnet sich, und die Lictoren treten im Hintergrunde herein mit den Leichnamen der Söhne. Er hört die Füße der Träger. Der Vater und der Römer kämpfen in ihm, der Schmerz und die Pflicht; seine rechte Faust liegt geballt auf seinem Knie, und alle Muskeln des Arms und alle Gesichtszüge sind in straffer Spannung vom innern Toben des gewaltigen, aber besiegten Schmerzes.

Im geöffneten Nebengemach sieht man die Mutter und die Schwestern. Die Mutter verhüllt ihr Antlitz, als die Lictoren kommen, sie kann den Anblick nicht tragen; eine Schwester sinkt in Ohnmacht; eine zweite strebt den Leichen händeringend entgegen, und an diese lehnt sich die jüngste, das Gesicht verhüllend, und sucht zagend Trost und Hülfe.

Eine Republik, die auf solche Thaten gegründet wurde, konnte siebenhundert Jahre durch eigene Kraft stehen. In ihrer Entstehung lag schon der Keim, aus dem sich die großen Römer der folgenden Jahrhunderte entwickelten, welche alles opferten, auch das theuerste, selbst das Leben, um nur das große, ernste Rom zu erhalten.

Wenn man dieses Gemählde gesehen, dann kann man bei keinem der andern mehr verweilen. Die Bewegungen, in die es das Gemüth setzt, sind zu groß, als daß noch andere nach ihnen Statt finden könnten, und man muß das Freie und die Einsamkeit suchen, wo diese Wellen frei branden und wiederhallen können.

Siebenzehnter Brief.

Paris.

Der Pallast des Gesetzgebungskorps hat eine angenehme Lage am linken Ufer der Seine. (Plan von Paris Nro. 46.) Die spitz zulaufende Glaskuppel, wodurch das Licht in den Versammlungs-Saal der Gesetzgeber fällt, gibt dem Gebäude ein eigenes zeltartiges Ansehen, welches dem Fremden, der über die große Seinebrücke oder über den Platz de la concorde geht, gleich auffällt. Ich fand schon den ersten Tag, den ich in Paris war, wie wenig die neuen Namen unter den unteren Volksklassen bekannt sind. Ich fragte eine Obsthändlerin, die am Eingange in die Elisäischen

Felder saß, wie das Gebäude heiße, welches der Brücke gegen überliege? Palais Bourbon — und einen andern Namen konnte ich mit allen Fragen nicht herausbringen; — die Frau saß vielleicht seit zehn Jahren auf der Stelle und verkaufte Obst.

Das Palais wurde von Madame de Conde, einer natürlichen Tochter Ludwigs des XIV, gebaut. — Nachher wurde es von der Prinzessin Luise vonBourbon bewohnt, wovon es noch den Namen hat. Es ist ein sehr weitläuftiges Gebäude, das aus mehreren Höfen besteht und einen kleinen aber sehr artigen Garten hat. — In einem Flügel ist die Ecole Politechnique, und in dem andern die Staatsarchive. Der Eingang in den Saal des Gesetzgebungskorps ist nach der Seine hin. An der Fronte stehen die Worte: Liberté, — République — Egalité mit großen Buchstaben von Bronze.

Der Versammlungs-Saal der Gesetzgeber hat keine Fenster und wird bloß durch die Kuppel erleuchtet. Die Sitze bilden einen Halbkreis, in dessen Mitte ein Altar von rothem Marmor mit weiß-

ser Deckelplatte steht. Auf ihm liegt das Buch der Staatsverfassung in Bronze mit der Inschrift: Const. de l'an VIII. Dieser Altar soll jetzt weggenommen und an seiner Stelle die Bildsäule des Kaisers gesetzt werden.

Hinter dem Altar ist die Tribune für den Redner, einige Stufen höher als der Fußboden. Hinter dieser der hohe Sitz des Präsidenten. An jeder Seite des Präsidenten sitzen drei Sekretäre, aber tiefer. Zunächst bei ihm stehen zwey kleine Schemel für die Huissiers. Alle Bekleidungen an der Tribune des Präsidenten und der Redner sind von rothem Marmor, mit Einfassungen von weissem Marmor. — Treppen und Fußboden sind mit grünem Tuche belegt. — Der Fußboden auf der Arena besteht aus buntem Languedocschen Marmor, und der Circus, der um den Altar des Gesetzes geht, aus gelbem Marmor.

In der ersten Reihe der Bänke des Halbkreises sitzen die Redner des Tribunats und die Redner der Regierung. Dann folgen in stufenweisen Erhöhungen die Bänke, auf denen die Gesetzgeber sitzen. Sie sind, so wie die Schreibpulte,

mit schwarzem Leder überzogen. Um die letzte Reihe Bänke gehen die Bogen für die fremden Gesandten und für die Zuhörer aus den Departements, welche von ihrem deputirten Gesetzgeber eine eigene Einlaßkarte bekommen. Die Decke des Saals wird im Halbkreise von einigen dreißig kleinen jonischen Säulen aus weissem Marmor getragen, hinter denen die Tribunen des Volks sind.

In der Chorde des Saals stehen rechts vom Präsidenten die Bildsäulen von Demosthenes, Solon, Lycurg. In den Nischen der Wand links vom Präsidenten stehen die von Cicero, Brutus und Cato.

Der Saal macht mit seinen reichen und einfachen Verzierungen einen angenehmen Eindruck auf's Gemüth. Die schöne Erleuchtung von oben hebt alles durch das herrliche Licht, was gerade vom Himmel kommt; dieses gibt immer eine ganz andere Klarheit als das, was horizontal über die Erde geht und durch Seitenfenster einfällt.

Besonders schön ist die Füllung in der Tribüne des Redners. Sie ist von rothem Marmor

mit zwei Genien in Basrelief von weissem pentelischem Marmor. Der eine ist der Genius des Ruhms mit einer Trompete. Der andere schreibt in ein Buch: Rép. françoise. Zwischen ihnen steht ein Altar mit der Büste der Freiheit. In seiner Füllung sieht man den Kopf des Janus.

Diese sehr schön gearbeiteten Basreliefs sind von einem jungen Künstler von 24 Jahren, der sie im 6. Jahre der Republik machte, und gehören mit zu dem Schönsten, was der französische Meissel gemacht hat.

Den folgenden Tag.

Vom Pallast des Gesetzgebungskorps ging ich über die unterste der Seinebrücken, welche zugleich die schönste von allen ist, nach dem Place de la concorde, wo Ludwig der XVI. hingerichtet wurde. (Plan von Paris Nro. 5.) Hier stand einst eine bronzene Bildsäule, wo Ludwig der XV. zu Pferde hielt, gekleidet als Römer, gekrönt mit Lorbern und gegossen von Edm. Buchardon. Von diesem hieß er: Place de Louis XV. Als zu den Zeiten des Terrorismus hier eine der drei Guillotinen aufgerichtet wurde, hieß er:

Place de la révolution. Als endlich auch diese Periode vorbey war, erhielt er den Namen, welchen er noch hat, Place de la concorde. Nicht weit von der Stelle, wo Ludwigs XV Bildsäule stand, stand die Guillotine für seinen Enkel Ludwig den XVI. Der unglückliche König sah noch einmal den Garten der Tuillerien, das Palais Bourbon, und den Weg nach Versailles. Es war damals ungefähr vier Jahre, als er zuletzt von Versailles in der Begleitung des pariser Volks und la Fayettens über diesen Platz nach den Tuillerien fuhr. Es war noch keine drei Jahre, daß der König mit dem Volke am 14. Juli hieher zog, um unten über die Seine zu gehen und das große Bundesfest auf dem Marsfelde zu feiern. — Es war anderthalb Jahre, als er in der Nacht des 20. Junius mit der Königin hier über den Revolutionsplatz ging, die Boulevards hinauffuhr und durch die Barriere von St. Martin nach Varennes flüchtete.

Viele blutige Erinnerungen sind an diese Stelle geknüpft. Der tugendhafte Malesherbes wurde hier hingerichtet, und mit ihm so manches andere

Opfer der Revolution. Im Jahre 1770, als Ludwig die schöne Antoinette heirathete, wurde hier den 30. Mai ein Feuerwerk gegeben, bei dem 300 Personen umkamen. Zwei große Volksmassen, wovon eine die Boulevards herunter kam, und die andere von der entgegengesezten Seite, begegneten sich in der rue de la concorde, und konnten sich nicht ausweichen. — Die Menge blieb von beiden Seiten am Nachdrücken — das Gedränge nahm zu — man rief um Hülfe — die Verwirrung stieg — ein paar Pferde rissen sich los und drangen zwischen das Volk. Die Schwachen wurden niedergetreten und jammerten um Hülfe. — Die Pferde wurden mit Messern getödtet — eine ganze Familie blieb auf der Stelle todt, und mehr als 300 Personen büßten an diesem Abende hier ihr Leben ein.

Vom place de la concorde führt der Weg zwischen den beiden prächtigen Hotels des Seeministers und der guardes-meubles der Krone durch nach der Magdalenen-Kirche, in der Vorstadt St. Honoré. Diese im großen Stile angefangene Kirche ist noch nicht vollendet. Der

Portikus, welcher aus 12 Säulen besteht, sieht gerade über den place de la concorde nach dem Palais Bourbon. Seine Säulen haben 6 Fuß im Durchmesser. Sie stehen noch einzeln da wie Baumstämme, — sind aber vollendet bis auf die Capitäler. Oben hat man auf jede Säule ein kleines rundes Dach gelegt, um sie vor dem Regen zu schützen. So stehen sie schon seit ungefähr 20 Jahren, ähnlich den einzeln stehenden Säulen um die alten Tempel im Morgenlande.

Der Kirchhof, welcher rund um die Kirche geht, ist mit Planken verzäunt und dient einem Holzhändler zu seinem Magazin. — Am Eingange auf den Kirchhof ist ein kleines Häuschen. Ich fragte die Pförtnerin, ob hier der Magdalenen-Kirchhof wäre, wo der König begraben sey. — Sie läugnete dieses. — Mein Begleiter bemerkte, daß dieses Läugnen gewöhnlich, und vor nicht gar langer Zeit es hier gefährlich gewesen sey, darnach zu fragen. Wir gingen weiter. Nachher kam ich allein wieder zurück; — sie rief mich an, denn sie hatte, obschon wir deutsch sprachen, doch gemerkt, daß wir ihr nicht trauten. Sie sagte mir: daß

sie schon seit dreyßig Jahren da wohne; daß sie den König, als er aus dem Temple sey gebracht worden, an ihrer Wohnung habe vorbeyfahren gesehen, und auch eine Viertelstunde später den Leichnam von der Guillotine zurückbringen; daß er aber nicht hier begraben sey, sondern auf dem Magdalenenkirchhofe in der rue d'Anjou, welche jetzt ein Garten sey.

Nach vielem Hin- und Herfragen fand ich diesen endlich in der Straße Anjou einem neuen Hause gegenüber, auf dem Nro. 960. steht. Es ist noch ein anderer Magdalenen-Kirchhof da, der bey der alten, jetzt abgebrochenen Magdalenenkirche liegt; und vermuthlich derselbe, wo sich die Verschwörer gegen Bonaparte versammelten. Dieser ist, so wie der bey der neuen Magdalenenkirche, ein Holzmagazin, und auf keinem von beyden ist das Grab des Königs.

Der, wo der König begraben liegt, ist nachher als eine Nationaldomaine an einen Privatmann verkauft worden, welcher einen Garten aus ihm gemacht hat. Neben dem Kirchhofe ist eine Schmiede, und neben dieser eine kleine Bierschenke. Ich ging hinein, und ließ mir eine Bouteille Bier geben. Ich fragte die Frau, ob der König hier begraben

sey, und ob man das Grab sehen könne? Sie antwortete: das Grab des Königs sey dort an der Mauer, aber der vormalige Kirchhof sey jetzt ein Garten, in den man nicht hinein könne.

Indem ich mit der Frau sprach, traten ein paar Arbeiter hinein, welche aus einem Garten hinter ihrem Hause kamen. Sie erzählte diesen meine Frage nach dem Grabe des Königs. Zugleich traten vorn noch mehrere Arbeiter ein; und da ich die Gesinnungen des Volks in diesem abgelegenen Theile der Fauxbourg St. Honoré nicht kannte, so ging ich bald weg. Als ich ungefähr funfzig Schritte entfernt war, kam der kleine Junge der Wirthin mir nachgelaufen und sagte mir, daß ich jetzt das Grab sehen könne. Ich ging zurück. Die Wirthin sprach mit den Arbeitsleuten, welche noch schwierig zu seyn schienen. Endlich führte man mich durch einen engen Gang hinten hinaus nach dem Garten, der neben dem Magdalenenkirchhofe liegt. Im Gange sagte mir der vordere, daß er einige Bäume in diesem Garten habe, die sein Eigenthum wären; ich sollte ihn nach diesen fragen, dann fiel es nicht auf, daß ich als Fremder hinein-

käme. Aus diesem Garten ging eine Hinterthür in den des Magdalenenkirchhofes, die offen stand. Ich sprach mit ihm von den Bäumen, während wir im Garten herumgingen, und indem wir gegen die Thür kamen: so traten wir schnell durch diese auf den Magdalenenkirchhof.

Der hintere Theil, wo wir hereinkamen, ist mit Weinstöcken bepflanzt; die vordere, nach der Straße hin, mit Spargel und anderem Gemüse. In der Mitte des Gartens ist ein runder offener Brunnen.

Der Arbeiter führte mich schnell durch den Garten vorn an die Mauer der Straße, an der eine Reihe Pappelweiden stehen. Hier ist in einer Ecke das Grab des Königs und der Königin. Das Grab ist nicht mit zum Garten gezogen. Es ist mit einem schönen Rasen bedeckt, und um dasselbe stehen Trauerweiden und Blumen.

Hier liegt also der letzte König aus dem Hause Bourbon und die enthauptete Tochter der großen Theresia! — Die Franzosen liebten immer ihre Könige. Die freundliche Ausstattung des Grabes von dem guten Ludwig beweist, daß diese Liebe in

der Revolution nicht verloren gegangen war. Mein Begleiter eilte — ich suchte mir das Bild vom Grabe Ludwigs tief in's Gedächtniß zu prägen, und zeichnete es gleich, als ich nach Hause kam. Ich lege Ihnen diese Bleistiftzeichnung bei, weil ich glaube, daß ein Ort Ihnen interessant seyn wird, wo der letzte der französischen Könige mit dem Haupte zu den Füßen in bloßer Erde liegt, und überdeckt mit ungelöschtem Kalk ist. (Die Titelvignette ist das Grab des Königs).

Mein Begleiter, der die Ankunft des Eigenthümers fürchtete, trieb und eilte mit mir wieder hinweg durch das kleine Hinterpförtchen. Er trat, als wir über den kleinen Hof des Wirths gingen, in einen Stall, wo der andere Arbeiter seiner wartete, und wo er sich zu verstecken schien, bis ich weg war. Ich bot ihm einen kleinen Beweis meiner Erkenntlichkeit, den er aber nicht annehmen wollte. Ich drückte ihm die Hand, und eilte durch den engen Gang, welcher zwischen dem Hause des Schmides und dem des Bierwirthes ist, auf die Straße.

Sollte der Eigenthümer des Gartens sich noch vor dem Gouvernement fürchten, und deswegen

seine kleine Blumen = und Trauerweidenpflanzung auf dem Grabe des Königs so geheim halten, daß kein Fremder sie sähe? Oder warum war der Arbeiter so ängstlich, der mich hinführte? denn jemand gelegentlich in einen fremden Garten zu führen, das ist denn doch nur eine Kleinigkeit, die sich besonders in Paris höflich und leicht entschuldigen läßt.

Daß der Arbeiter, gegen alle Gewohnheit der Pariser, un pot du vin ausschlug, hatte, wie ich glaube, in einem gewissen feinen Gefühle des Schicklichen seinen Grund, welches selbst der gemeinste Franzose hat, und das ihn verhindert, Geld von einem Fremden zu nehmen, der das Grab seines Königs aufsucht.

Dem gemeinen Manne in Frankreich ist es sehr schmerzlich, daß sie ihren König so gemißhandelt und hingerichtet haben. Nicht so sehr schmerzt es sie, weil es der gute Ludwig XVI war, sondern weil es ihr König, ein König von Frankreich war, die von jeher sich so sicher auf die Anhänglichkeit und Liebe ihres Volks verlassen durften, wie es kein anderer König in Europa konnte. Wenn man nur mit ihnen von Ludwig XVI spricht, dann

glauben sie schon gleich, daß jeder Fremde sie darauf ansähe, daß sie ihren König ermordeten. „O, was er gut war, sagen sie dann — und wie die Königin schön war, und was sie für einen Anstand hatte! — Es ist geschehen, fahren sie dann fort, man kann, man kann nichts darüber sagen. Und ermordet mitten in Paris am hellen Tage, wo alles Volk zusah und herumstand! O Franzosen, Franzosen! diesen Flecken werdet ihr nie in Europa auslöschen. Aber es war, als wenn es so hätte seyn sollen; alle Umstände vereinigten sich so unglücklich sonst wäre es auch nicht möglich gewesen, daß Franzosen ihren eigenen König öffentlich hingerichtet hätten.“

Achtzehnter Brief.

Paris den 9ten July 1804.

Wir waren heute im Taubstummen-Institut von Siccard in der rue St. Jacques. (Plan von Paris Nro. 59). Mehrere Fremde hatten ihn gebeten, eine öffentliche Prüfung zu halten; Siccard pflegt sonst den letzten Sonntag in jedem Monate eine zu halten, zu der man leicht eine Charte erhalten kann. Wir hatten heute keine, und wurden doch ohne Schwierigkeiten eingelaßen.

In einem großen Zimmer waren ungefähr funfzig Fremde und zwanzig Taubstumme versammelt. Zuerst erklärte Siccard den Fremden die Methode, wie er durch bloße Zeichensprache den Taub-

stummen nicht allein die Begriffe von physischen Dingen, sondern auch von metaphysischen und moralischen beygebracht habe, und zeigte dann den Erfolg an den Taubstummen, unter denen ein junger Mensch von fünf und zwanzig Jahren, Namens Massieu, die meiste Uebung hatte, und auch fast allein alle Versuche machte.

Bey dem Unterrichte der Taubstummen liegt ein philosophisches Studium der Sprache zum Grunde, wodurch dir Bezeichnung der einzelnen Begriffe unter allgemeinen Bezeichnungen geordnet werden. Siccard rühmte die Dienste, die ihm die englische Sprache bey diesem Studium durch ihre große Einfachheit geleistet habe.

Verwandte Begriffe drücken die Taubstummen auf folgende Weise aus, und machen mit einer großen Leichtigkeit und Schnelligkeit die Zeichen, die diesen Begriffen entsprechen. Z. B.

voir . . . . . voir.
voir, voir . . . . . regarder.
voir, voir, voir . . . . fixer.
voir, voir, voir, voir . examiner.

Das viermalige voir von allen vier Seiten um

eine Sache drückte den Begriff des examiner sehr gut aus. Dieselbe Bezeichnung gebrauchte Siccard bey den Affekten. Z. B.

vouloir . . . . . vouloir.
vouloir, vouloir . . . . . désirer.
vouloir, vouloir, vouloir . . aimer.
vouloir, vouloir, vouloir, vouloir bruler.

Ein auffallendes Beispiel, mit welcher Genauigkeit abstrakte Begriffe von den Taubstummen durch sinnliche Zeichen dargestellt und verstanden werden, gab Siccard gegen das Ende seiner Vorlesung. Man brachte ihm die Zeitungen von heute, naß wie sie aus der Presse kamen. Er öffnete das Couvert, und gab dem taubstummen Massieu eine Zeitung, aus der er einen Artikel einem andern Taubstummen durch Gebehrdensprache vorlesen sollte.

Massieu diktirte nun mit seiner gewaltigen Gebehrdensprache; der andere Taubstumme, ein Knabe von ungefähr fünfzehn Jahren, schrieb, was jener diktirte, mit Kreide auf die Tafel. Siccard las zuletzt den Artikel aus der Zeitung laut vor, damit die Anwesenden ihn selbst vergleichen konnten, und es fehlte — kein Wort. Während

Siccard las, stand der gute Massieu vor der Tafel, und sah die Zuschauer an, in dem Bewußtseyn, daß er alles sehr gut mimisch dargestellt habe. Der Artikel lautete also:

La plus belle et la plus importante science c'est l'histoire, non pas cette l'histoire des êtres inanimés ou privés de la raison, qu'on appelle l'histoire naturelle, mais l'histoire des êtres pensents qui tiennent le premier rang dans l'univers. — Es war die Ankündigung eines Buchs über die Geschichte.

Hiebei verschrieb sich der Taubstumme nur einmal, corrigirte sich aber gleich, als ihm Massieu ein Zeichen gab, daß er ihn unrecht verstanden habe.

Um den Zuhörern zu zeigen, wie die Taubstummen verwandte Begriffe durch Zeichen ausdrücken, ließ Abbé Siccard den taubstummen Massieu die verwandten Begriffe von vouloir, désirer, aimer und bruler durch Zeichen darstellen. Er kehrte sich gegen die Zuschauer, unter denen viele junge Frauenzimmer waren, und drückte nun

zuerst mit leisen, sanften Gebehrden das désirer aus. Durch feurigere Bewegungen im Auge, in den Gesichtsmuskeln und den Händen ging er dann zum aimer über, und aus diesem durch glühende Stirne, feurige Blicke und starke Bewegungen mit den Armen und den Füßen zum bruler. Die Frauenzimmer und die ganze Gesellschaft fing an zu klatschen, erinnerte sich aber denn doch gleich, daß der gute Massieu hievon nichts hören könne. Sie wissen, daß seit einiger Zeit die pantomimischen Ballets hier Mode sind, und auf allen Theatern gegeben werden. Sie können sich denken, wie diese Pantomimen den Parisern gefielen, welche Massieu mit aller Eleganz und der Feinheit eines Franzosen darstellte, und mit einer Lebhaftigkeit und einem Ausdrucke im Mienenspiel, die nur ein Taubstummer haben kann. Ueberhaupt sind diese Pantomimen nur für ein Land wie Frankreich, dessen Bewohner erstens eine so große Beweglichkeit in ihren Fibern haben, und die zweitens in ihren Gebehrden und in ihrem Ausdrucke unter sich so gleich sind, daß man immer ohne Bedenken einen für den andern nehmen kann. Eine Linie von hundert wohl-

erzogenen Franzosen wird, wenn sie zur Pantomime des aimer commandirt werden, alle eben so in dieselbe Körperhaltung fallen, wie eine Linie preußischer Infanterie, wenn der Major ruft: Kopf rechts. Ohne diese Gleichheit in den darstellenden Zeichen ist keine Pantomime möglich, weil sie nicht verstanden wird, sobald jeder seine eigene Sprache spricht. In Deutschland, wo selbst beim Kegelschieben der eine der Kugel mit dem linken Fuße noch nachhilft, indeß der andere dieses mit dem rechten, oder gar mit einer schiefen Biegung des Rückgrades thut, da sollte eine Truppe einmal Pantomimen geben! Niemand würde sie verstehen, weil erstlich einmal jeder Schauspieler sein eigenes Alphabet hat, und zweitens jeder Zuschauer auch.

Im Palais roial hat man ein Café des aveugles, in dem eine Bande Musikanten aus dem Institute der Blinden spielt. Vielleicht errichtet man hier noch einmal ein théâtre des sourds et mouets, auf dem die Taubstummen Pantomimen geben. Ein solches Unternehmen würde hier sein Glück machen, und in den ersten Jahren schon bloß der Neuheit wegen stark besucht werden, und eine

reichliche Nahrungsquelle für den unvermögenden Taubstummen seyn.

Abbé Siccard hat ein Buch über den Unterricht der Taubstummen geschrieben, welches man im Institut für sechs Livres kauft. Die Hauptideen aus diesem trug er in der heutigen Vorlesung vor. Diese dauerte drei Stunden, nämlich von zwölf bis etwas nach drei Uhr. Die Gesellschaft bestand größtentheils aus Frauenzimmern, und verlor — vielleicht grade deswegen — die Geduld nicht, obschon Siccard in seinem Auseinandersetzen der Sprachregeln etwas weitläuftig war.

Abbé Siccard ist ein Mann von etwa funfzig Jahren, und der Nachfolger vom berühmten Abbé l'Epée. In der Revolution hatte er eigene Schicksale. Er war als aristokratischer Priester mit in die Geschichte des 18ten Fruktidor verwickelt.

Wie er auf mich gewirkt? fragen Sie. Nicht sehr angenehm. Er gehört nicht zu den kräftig gestempelten Menschen, zu denen man gleich Liebe und Zutrauen faßt, sobald man sie sieht, und besonders wenn man sie in einem so wichtigen Berufe sieht. Manches, was er sagte und that,

schien einen kleinen, beschränkten Geist zu verrathen.

Das Bildniß des Abbé l'Epée, welches sonst in diesem Saale hing, ist nicht mehr da. Die Inschrift unter ihm an der Mauer ist beinahe völlig ausgelöscht. Sie lautete sonst also:

C'est-lui, c'est cet homme sublime,
Ce Promethé ingénieux
Dont le feu pénétrant t'anime,
Dont les mains parlent à tes yeux:
Son geste est la flamme rapide
Qui dans toi crée un nouveau sens,
Et son ail pour ton ail avide
De la parole a les accens.

Das Gebäude, in dem das Taubstummeninstitut ist, war sonst ein Kloster. Es wird vom Gouvernement sehr schlecht unterhalten. Ein Theil der Fensterscheiben im Saale, in dem wir heute versammelt waren, sind mit Papier zugeklebt. Bis hundert und zwanzig Taubstumme werden hier für Rechnung der Regierung unterhalten; für jeden bezahlt sie fünfhundert Franken. Sie bleiben fünf Jahre hier, lernen lesen, rechnen, schreiben und ein Handwerk. Haben sie sich besonders gut aufgeführt, so bekommen sie noch dreihundert Franken

bei ihrer Entlassung aus dem Institute zu ihrer neuen Einrichtung. Sie müssen zwischen neun und sechzehn Jahren seyn, wenn sie aufgenommen werden. Kinder von vermögenden Eltern bezahlen sechshundert Franks, eine Pension, die für Paris gar nicht hoch ist.

Auch werden die Taubstummen hier im Sprechen unterrichtet; doch gab Siccard heute keine Probe davon. Dieser Unterricht geschieht dadurch, daß den Taubstummen an Modellen von Holz oder Pappe gezeigt wird, wie sie Mund und Zunge bewegen müssen, um einen bestimmten Laut hervorzubringen. Da sie aber diesen Laut selbst nicht hören können, und also auch nicht wissen, ob sie ihn recht aussprechen: so muß der Lehrer ihnen mit den Fingern die Sprachfehler im Munde verbessern. Dieser Unterricht ist sehr beschwerlich, und sie bringen es doch im Sprechen nie zu der Vollkommenheit, die ihre Zeichensprache hat, welche sie beständig im Leben gebrauchen.

Da sie alle sehr fertig lesen und schreiben, so können die Personen, welche ihre Zeichensprache nicht verstehen, sich leicht mit Schreiben helfen.

Man braucht bloß mit dem Finger in die Luft zu schreiben, und der Taubstumme, dessen Gesichtssinn in beständiger Regsamkeit und Uebung ist, versteht uns sehr leicht, obschon er, wenn er vor einem steht, alles rückwärts lesen muß. So schrieb auch heute Siccard Namen in die Luft, wenn ihm die Zeichen zu den Begriffen zu weitläuftig waren.

Der Unterricht der Taubstummen ist übrigens kein Geheimniß, wie man dieses in einigen Instituten zu glauben scheint. Siccard hat ein Buch darüber geschrieben, und der im Stillen so unermüdet thätige Pfingsten in Kiel gibt gern über jeden Theil des Unterrichts alle die Aufschlüsse, welche man nur wünschen kann. Auch ist dieser Unterricht so äußerst schwer nicht, weil der taubstumme Knabe, weniger zerstreut als ein anderer, seine ganze Aufmerksamkeit auf die Zeichen verwendet, welche er sieht. Er sieht jeden Gesichtszug; das kleinste Zeichen und die geringste Bewegung, die ein Hörender hundertmal übersieht, entgehen seiner Aufmerksamkeit nie. Ich aß voriges Jahr in Oldenburg in einem Hause mit einem Manne, der taubstumm und Sekretär bei der Regierung war. Er

war nie in einem Institute gewesen, aber er hatte eine Schwester, die ihn sehr liebte, und ihn zum Menschen bildete. Ohne Theorie, ohne Philosophie der Sprache, bloß durch schwesterliche Liebe geleitet, lehrte sie ihn lesen und schreiben. Sie verschaffte ihm eine Stelle, die seinen Talenten angemessen war, und er besorgte hier die Geschäfte mit einem Fleiße und einer Ordnung, daß sein Präsident mehrmals versicherte, wenn alle in seinem Collegio so arbeiteten, wie dieser Taubstumme: so würden die Geschäfte weiter seyn, als jetzt.

Neunzehnter Brief.

Paris den 1sten August.

Wir besuchten heute die Schule der Blinden in der Vorstadt St. Antoine à l'hospice de quinze-vingts, rue de Charenton Nr. 186. (s. Plan von Paris Nro. 32.). Wir erhielten an der Pförtnerin eine sehr verständige Begleiterin durch dieses weitläuftige Gebäude. Sie führte uns zuerst in einen kleinen Garten, in dem sich etliche zwanzig blinde Mädchen befanden, die spazieren gingen, strickten und mit einander plauderten. Ein sehendes Mädchtn mit einem äußerst gutmüthigen Gesichte war ihre Begleiterin. Dann kamen wir in ein Zimmer, wo ein Blinder einem andern Blinden

Unterricht in der Musik gab. Aus diesem kamen wir in eines, wo mehrere blinde Mädchen waren, die eine Leseprobe hielten.

Das Lesen ist bei den Blinden nur durch das Gefühl möglich, und die Bücher, in denen sie lesen, müssen erhabene Buchstaben haben. Sie las aus einer Grammatik (die mit einer Schrift gedruckt war, welche die Buchdrucker Corpus nennen) ungefähr mit der Fertigkeit, welche die Kinder haben, wenn sie buchstabiren. Sie fühlte über die Buchstaben mit den Spitzen der Vorderfinger an beiden Händen; da dieses eigentlich ein Buchstabiren mit den Fingern ist, so ist natürlich keine größere Fertigkeit möglich. Das Papier ist sehr dick, und nur auf einer Seite gedruckt. Es ist beim Drucken so hart gepreßt, daß die Buchstaben sich durchgedruckt haben, und auf der einen Seite hoch über dem Papier liegen. Da übrigens das Papier weiß ist, so liest ein Sehender nur mit vieler Mühe. Es sind immer zwei Bogen mit der verkehrten Seite auf einander geklebt, wodurch die Blätter das Ansehen erhalten, als wenn sie auf beiden Seiten bedruckt wären. Ich machte das

Buch zu und sagte ihr, daß sie Seite 70 suchen und da lesen möchte. Sie fand die Seite im Buche ziemlich schnell und las mit gleicher Fertigkeit. Neben ihr stand ein Schriftkasten, der sehr große Buchstaben enthielt. Ich bat sie, die Worte zu setzen; Mon père ne fait que de venir. Sie that dieses mit einer großen Leichtigkeit, und rief eine kleinere Blinde, die die Worte las, indem sie über das Blei mit den Fingerspitzen fühlte. Die kleine spielte darauf eine Arie auf dem Klavier, welche die erstere mit einer schönen Stimme begleitete.

Unsere Begleiterin führte uns nun in das Zimmer eines jungen Blinden, Namens Pengeon, welcher sich auf Mathematik gelegt hatte. Ich fragte ihn um den Beweis, daß in jedem Dreiecke die Summe aller Winkel gleich zweien rechten sey. Er sagte beide Beweise mit einer Leichtigkeit und einer Ausführlichkeit, daß man sah, daß er mehr als die Anfangsgründe der Geometrie verstand. Er zeichnete kein Dreieck, sondern nannte die Winkel nur nach Buchstaben. Beim Unterrichte in der Geometrie werden sonst die Figuren mit Bindfaden gemacht, welche über Nägel gespannt

werden, und die krummlinigten Figuren werden in Thon gerissen.

Es lagen einige Landcharten da, auf denen die Gränzen der Reiche und Provinzen, und die Flüße und Städte erhaben waren. Pengeon fand, als wir ihn fragten, die Küsten von England und Norwegen sehr schnell, und als wir seine Finger auf's rothe Meer führten: so erkannte er es gleich, nachdem er eben die benachbarte Küsten von Afrika und Kleinasien befühlt hatte. Als wir weggingen, sagte er uns, daß er in der Stadt an Sehende Unterricht ertheile, und gab uns seine gedruckte Addresse. Hier ist sie: J. Bapt. *Pengeon*, second répétiteur des jeunes garçons aveugles, enseigne l'arithmetic, l'algébre, la géometrie, et les principes des langues françoise et latine, par les procès qui lui sont particuliers. Diese letztern Worte findet man wohl nur bei wenigen Ankündigungen so wahr, als bei Pengeon. Ein paar Ungarn, die mit da waren, sprachen mit ihm Latein; allein er verstand dieses nur schwer, vielleicht weil ihm die Aussprache fremd war.

Unsere freundliche Führerin brachte uns von hier in ein Zimmer, wo ein sehender Knabe einem blinden aus der Encyklopädie vorlas. Weil nur wenig Schriften für Blinde können gedruckt werden, und weil ihr Lesen immer nur sehr langsam geht: so muß der Sehende denn doch in vielen Fällen dem Blinden aushelfen, wenn der letzte auch noch so sorgfältig unterrichtet ist.

Zuletzt kamen wir in ein Gebäude, in dem die alten Blinden beisammen leben, welche sich mit allerhand kleinen Künsten etwas verdienen. Bei einer kleinen heiteren Frau kauften wir künstlich gearbeitete Geldbeutel von Seide zu vier Livres. Ein blinder Mann verkaufte uns sehr fein geflochtene Reitpeitschen zu sechs Franks. Auch sahen wir hier einen Blinden, welcher schreinerte und sich eine kleine Orgel gemacht hatte.

Es sind ein und zwanzig Mädchen und vierzig Knaben im Institut. Seine Bestimmung ist für vierzig Mädchen und achtzig Knaben; aber es soll an Platz fehlen. Es ist sonderbar, daß immer viel mehr blinde Knaben sind als blinde Mädchen. Da die meisten Kinder an den Blattern blind wer-

den, so ist zu hoffen, daß der Unglücklichen in diesem Institute in Zukunft immer weniger werden. — Den älteren Blinden, die sich etwas durch ihre Handarbeit verdienen können, bezahlt die Regierung täglich 6 bis 7 Sous. Die jüngern werden ganz auf ihre Kosten so lange unterhalten und unterrichtet, bis sie sich selbst etwas verdienen können. Die meisten legen sich auf Musik, und in den Kellern des Palais roial ist ein Kaffehaus, wo jeden Abend von einer Bande von Blinden gespielt wird. (Le Café des aveugles).

Die Mädchen tragen im Sommer blau carirtes Seelinnen, im Winter blaues Tuch. Ihre Kleidung ist nicht fein, aber rein und ganz. Alle Wohn- und Schlafzimmer, durch die man kommt, sind äußerst reinlich, und man verläßt dieses Haus in einer heiteren Stimmung des Gemüths. Es herrscht überhaupt in diesem Hause unter den Blinden und Sehenden eine besondere gutmüthige und zarte Stimmung im Umgange, die ich sonst noch nie gefunden habe, wo so viele und so verschiedene Menschen so nahe beisammen wohnen, und diese theilt sich leicht dem Besuchenden mit, indem er

unter ihnen herum geht. An der Pforte verließ uns unsere verständige Begleiterin.

Der Stifter dieses Instituts ist Hauy, der Bruder des berühmten Mineralogen. Er hatte seit langen Jahren die Direktion; aber Unannehmlichkeiten und Kabalen, welche ihn zum Theil als Theophilantropen trafen, machten, daß er sich zurückzog. Jetzt ist Herr Bertrand Direktor, ein junger Mann, der von der Natur, wenigstens — nicht stark gestempelt ist.

Hauy hat jetzt wieder eine Privatanstalt für die Erziehung und den Unterricht der Blinden im Musée des aveugles, rue et emplacement St. Avoie Nr. 155. Es sind hier, nach einer gedruckten Anzeige von Hauy, Blinde aus England, Deutschland, Frankreich und Amerika, die im Lesen, Schreiben, Rechnen, in der Geographie, Grammatik, Musik und Buchdruckerkunst unterrichtet werden. Sie lernen allerhand Handarbeiten, und mehrere unter ihnen sind schon im Stande, mit ihren erworbenen Geschicklichkeiten sich und einen Theil ihrer dürftigen Familie zu ernähren. Sie drucken Addressen, Frachtbriefe, Heirathsbrie-

se, und alles, was zur Buchdruckerei gehört, und dieses zu sehr billigen Preisen.

Zugleich ist eine Pension für ältere Blinde damit verknüpft, welche ihre Augen geschickten Aerzten anvertrauen wollen. Dieses ist sehr zu empfehlen, da man in dieser Anstalt gewiß alles kennt, was zur Behandlung der Augenkrankheiten gehört. Die Blinden werden gut gehalten, und essen an derselben Tafel und auf dieselbe Weise, wie der Direktor. Für die Wahrheit dieser Anzeigen bürgt der menschenfreundliche Charakter von Hauy. Es ist zugleich eine Pension für sehende Knaben dabei, und man hat bemerkt, daß diese sich in der Gesellschaft der blinden Zöglinge nicht allein von Seiten des Verstandes ausbilden, sondern auch besonders von Seiten des Herzens.

Es erscheint in diesem Institute ein Journal von und für Blinde, das von Blinden zum Theil geschrieben und gedruckt wird. Es enthält Artikel über die Erziehung der Blinden, über ihre Behandlung, Anzeige ihrer Arbeiten, ihrer Fortschritte, Nachrichten über Augenkrankheiten, über berühmte Blinden der Vorzeit u. s. w. Es kostet jährlich nur

sieben Franks. Es ist nicht allein für Blinde bestimmt, sondern auch für solche, die in Gefahr stehen, ihr Gesicht zu verlieren, und besonders für Familienväter, die blinde Kinder haben. Der Herausgeber dieses Journals ist Hauy.

Einige Tage später.

Ich war gestern in einer öffentlichen Prüfung der Blinden im Institute der quinze-vingts welche jeden Monat einmal Statt findet. Wir hatten uns zu dieser Sitzung ein Einlaßbillet kommen lassen, welches man aber am Eingange des Saals kaum gebraucht, da man Fremden den Eingang auch ohne Charte nicht abschlägt.

Die Blinden waren in einem Saale des dritten Hofes versammelt, in dem sich zugleich eine zahlreiche Gesellschaft von Damen und Herren befand. Etwas nach zwölf Uhr wurde der Anfang mit einer Symphonie gemacht, welche von etwa funfzehn Blinden aufgeführt wurde. Dann folgten die gewöhnlichen Proben im Lesen, Rechnen und Buchdrucken, und Pengeon gab die seinigen in der Mathematik und Geographie. Zwei Blinde spiel-

ten eine Sonate mit vier Händen auf dem Klavier. Dann sang eine Blinde eine sehr rührende Arie; sie war ein wenig furchtsam, ihre Stimme zitterte leise, und dieses vermehrte den Ausdruck und die Theilnahme der Zuhörer in einem hohen Grade. Die Musik der Blinden hat etwas sehr rührendes. Alles, was sie spielen, das tragen sie mit einer Innigkeit vor, die man bei Sehenden selten antrifft. Ihr feines Gehör, das sie immer üben, weil es ihnen den Sinn des Gesichts zum Theil ersetzen muß. ihre Sicherheit im Tasten mit den Fingerspitzen, und endlich ihre Abgeschiedenheit vom Lichte in der ewigen Finsterniß, die sie umgibt, und ihr gesammeltes und nur auf einen Punkt gerichtetes Gemüth erklären ihre Genauigkeit im Vortrage der Symphonien und ihre rührende Innigkeit in dem der Arien.

Ein kleines Conzert schloß gegen halb drei Uhr diese öffentliche Prüfung. Nachher kaufte die Gesellschaft ihnen ihre kleine Arbeiten ab, welche sie verfertigen. Geldbeutel, Reitpeitschen, sehr schöne wollene und baumwollene Bettdecken, linnene Strümpfe und kleine Papparbeiten waren die Artikel, welche sie aufstellten. Man trägt gern dazu

bei, ihren Absatz zu vermehren, da man ihnen Dankbarkeit für ihre schöne Arien schuldig ist, und man keine Entree bezahlen kann. Sie klagten, daß die Kaufleute im Palais roial ihnen so sehr wenig für ihre Waaren böten, wenn sie aus Mangel an Absatz sie ihnen anbieten müßten; oft kaum so viel, als der Preis der Seide betrüge, aus der sie sie wirkten. Bei diesem Handel, der von Seiten der Blinden bloß durch's Gefühl geschah, zeigten die letzten eine besondere Unruhe und Aengstlichkeit. Jede wünschte gern ihre kleine Arbeiten zu verkaufen, und da sie in den Händen der herumstehenden Zuschauer herumgingen: so fürchteten sie zugleich, daß diese sie durch einander mischen möchten und nicht jeder ihre Sachen wiedergebe. Vorzüglich auffallend war diese Unruhe zwischen zwei Mädchen, die in denselben Artikeln thaten, nämlich in gestrickten Geldbeuteln. Das Geld kannten sie alle durch's Gefühl, und hiemit hatten sie keinen Betrug zu fürchten. Selbst an den abgeschliffenen kleinen Livres konnten sie mit dem Gefühle besser bestimmen, ob noch Präge genug zum Coursiren darauf war, als ich dieses mit dem Gesichte

könnte. Die Pariser Damen besahen sehr viel, kauften aber den armen Geschöpfen, die so gern verkaufen wollten, sehr wenig ab. Es herrschte hier überhaupt eine elende Knickerei mit ein Paar neuen Thalern, und freygebig sind die Pariser überall gar nicht. Geiz kann man es nicht nennen, denn sie verwahren das Geld nicht; aber sie haben eine so genaue Preiscourante von allen Genüssen im Kopf, und da fällt ihnen nun bei jedem kleinen Thaler, den sie ausgeben, gleich ein, was man alles dafür genießen kann. Nämlich ein Déjeuner à la forchette au palais et un demi bouteille, und noch ein Glas Eis bei Carli, oder den Abend in der Oper ein Sitz im Parterre, oder eine Fahrt nach Versailles, oder zwei Entreebillets für Chantilly, oder des Abends eine Promenade auf dem pont des arts, wenn auf dem Pont neuf großes Feuerwerk ist. — Alles dieses, und noch mehr fällt ihnen bei jedem drei Livresstück ein; und dieses bekommt nun durch die Menge der Genüsse, die es enthält, einen solchen Werth in ihren Augen, daß sie es behalten, und nur gegen einen Genuß austauschen, der auf ihrer Preiscou-

rante à prix fix ist. Diese hohe Meinung vom Werthe des Geldes erstreckt sich oft bis auf einzelne Sous, und man hört manchmal einen gut gekleideten Franzosen sich wegen zwei Sous Trinkgeld eine Viertelstunde mit dem Postillon zanken. Ein Deutscher, wenn er auch geizig ist, ist doch hiezu, wo nicht zu vernünftig, doch wenigstens zu bequem. Aber ein Franzose, der es weiß, was man für einen Sous genießen kann, besonders wenn man noch drei oder vier dazu erspart, läßt sich die Mühe nicht verdrießen. Ein Louisd'or wird vollends selten für eine Sache ausgegeben, die in der Reihe der Genüsse keinen prix fix hat, und selbst von solchen Personen nicht, die auf sechs nicht sehen, wenn sie nur in der Reihe der regelrechten Genüsse mit darauf gehen.

* * *

Da wir einmal am östlichen Ende von Paris waren, so wollten wir auch die Einrichtung des großen Frauenhospitals sehen, welches in dieser Gegend liegt, und nur eine halbe Stunde von der Schule der Blinden entfernt ist (Plan von Paris, linkes Seineufer Nro. 57).

Im Hospital der Frauen unterhält das Gouvernement viertausend alte Frauen, die arm und über sechzig Jahre alt sind. Dieses weitläuftige Gebäude liegt am Ende der Stadt an den Boulevards, welche am Pflanzengarten hinunter gehen. Von der Salpeterbereitung, welche in alten Zeiten da war, hat es den gewöhnlichen Namen hôpital de la salpetrière erhalten. Ludwig XIV stiftete es im Jahr 1656. So eine Wirthschaft von viertausend Weibern, zwischen denen gar keine Männer sind, als der Pförtner und der Geistliche, lohnt immer der Mühe, sie in allen ihren Theilen zu betrachten.

Der Portier führte uns in das allgemeine Sprechzimmer, wo wir von der Aufseherin eine Führerin erhielten. Wir gingen über den Hof in die Kirche, und von hier in die großen Speisesäle, wo ein paar hundert alte Frauen am Essen waren. Aus diesem Gebäude gingen wir über einen Hof in ein anderes, wo die Schlafsäle sind. Jede hatte ihr eigenes, sehr reinliches Bett, und die Luft war unverdorben. Von hier kamen wir in die Apotheke, und aus dieser in die allgemeine Küche, wo unter andern täglich drei Ochsen gekocht werden. Alles war hier

massiv von Stein und sehr rein abgewaschen. Die eingemauerten Kessel sind viereckig, von verzinntem Eisen, und werden in den Souterrains geheizt. Es sind ihrer drei, und über jedem hängt ein blecherner Rost an einer Rolle. Auf diesen wird das Fleisch gelegt, und es senkt sich mit ihm in die Tiefe des Kessels. Ohne diese Vorsicht würden sie oft lange in diesen hundert und neunzig Kubikfuß Suppe nach den Fleischstücken herumfischen müssen, ehe sie sie alle wieder hätten.

Aus der Küche kamen wir in die Säle der sehr Schwachen, in denen wir dieselbe Reinlichkeit und Ordnung fanden, welche wir schon im vorigen bemerkt hatten.

Jetzt kamen wir an den Hof des petits maisons. Unsere Führerin verließ uns, und nachdem wir durch unsere Pässe bewiesen, daß wir Fremde waren: so ließ man uns ein. Hier befinden sich in vierzig kleinen Häusern dreihundert blöd- und wahnsinnige Frauen. Es war ein kühler Tag, und sie waren alle sehr ruhig. In einem andern Hofe, der von diesem durch eine eiserne Stakete abgesondert ist, sind die gefährlicheren. In diesen wur-

den wir nicht geführt. Wir kamen nachher in das Badehaus, wo die armen Unglücklichen mit aller Sorgfalt behandelt werden. Ueber jeder Badewanne, in die sie müssen festgeschlossen werden, ist ein Tropfbad, welches während des Badens ihnen auf den Kopf fällt. Die Unglücklichen werden jetzt hier sehr gut behandelt, und nicht mehr wie ehemals geprügelt.

Wir kamen wieder an die Pforte, wo uns unsere erste Führerin erwartete. Sie ging mit uns in einen Saal, wo die zwanzig Oberaufseherinnen speisten, und von da in die große Schneiderei, wo die großen Vorräthe von Linnen und Wolle für die Kleidungen der Armen verarbeitet werden. Unsere Führerin zeigte uns noch das Gefängniß der Frau de la Motte, und brachte uns durch einen andern Hof endlich wieder an die Pforte, wo wir hereingekommen waren.

Wir verließen diese Zuflucht des Alters und der Schwäche sehr zufrieden, und bewunderten noch im Weggehen die Ordnung, die Reinlichkeit und die gute Einrichtung, welche wir überall in diesem Gebäude gesehen hatten.

Es scheint, als wenn die französische Rührigkeit und die große Gleichheit der Franzosen unter sich vorzüglich gut zum Gange so großer Anstalten, als Hospitäler sind, sich eigenen. Solche Anstalten müssen gerade wie ein Uhrwerk gehen, und die große Gleichheit der Individuen, welche vielleicht nur in China noch größer ist, als in Frankreich, scheint zu einem solchen Gange schlechterdings erforderlich zu seyn. — Man sagt, daß alle französische Hospitäler so vortrefflich eingerichtet wären, und daß unter allen Feldspitälern im vorigen Kriege die französischen die besten gewesen. Dieses sagten selbst Deutsche, die in ihnen verwundet und gefangen waren.

Das Hospital ist so groß, wie eine mittelmäßige Stadt; und es gibt gewiß viele Städte, in denen keine viertausend Menschen leben. In den verschiedenen Höfen fanden wir kleine Häuser, worin Backwerk, Kirschen und dergleichen verkauft wurden, und durch diesen Handel zwischen den Ringmauern die Idee eines für sich bestehenden Ganzen vollendeten.

Vor der Revolution sollen an achttausend

Arme darin gewesen seyn. Es schliefen damals vier in einem Bette. Jetzt, da nur die Hälfte darin ist, hat jede ihr eigenes. Täglich sterben vier bis fünf, eine Anzahl, die nicht groß ist, wenn man bedenkt, daß alle, die Schwachsinnigen ausgenommen, über sechzig Jahre alt sind, wenn sie hineinkommen. Wenn sie über siebenzig Jahre alt sind, dann bekommen sie täglich Wein; und sobald sie über achtzig Jahre haben, dann wird ihre Pflege noch sorgfältiger.

Zwanzigster Brief.

Paris.

An den Pfeilern des Palais roial hat jetzt Herr Marselle eine neue Erfindung im Lottospielen auf folgende bescheidene Weise angezeigt:

La mine d'or.

Tableau millionaire et tableau naturel
en calcul de mathematique,
par Mr. *Marselle.*

„Was müssen die Aktionärs haben? Proben, und nicht Worte. Und das ist es gerade, was Herr Marselle, der Mathematiker, will, und was er sich zur Pflicht macht zu zeigen."

„Die Rechner können sich nicht täuschen, und wenn sich Gegner finden: so werden diese nur

Schande haben, indeß die Aktionärs den Vortheil und die Proben. Das tableau naturel kostet zwei Franken, und der mont d'or fünf. Es erstreckt sich über alle Buchstaben, die die verschiedenen Namen haben, und dieses konnte im ganzen Universum von Niemand gemacht werden, als von besagtem Marselle (ce qui ne peut en l'univers être fait que par le dit Marselle). Es besteht in fünf Colonnen, und fehlt in hundert und achtzig Ziehungen nur dreimal."

„Beispiele: der Name Desmugasé gab in der Ziehung den 25. Messidor in Paris fünf Quaternen in den Zahlen 34. 41. 61. 75. 81. Der Taufname Augustin gab 38. 78. 89. u. s. w. Nach vierzigjährigem Studium hat Herr Marselle zum Glück der Familien die Verbindungen gefunden, welche die sechs und zwanzig Buchstaben mit den neunzig Nummern haben. Man wird fragen: was haben diese für eine Verbindung mit einander? Aber viele wissen, daß die mathematischen Algebraisten in ihren Rechnungen keine Zahlen gebrauchen, sondern Buchstaben."

So weit Herr Marselle.

Dieses ist ein köstlicher Zug von gelehrt scheinender Dummheit. Wie würde sich Lichtenberg hierüber gefreut haben, der so gern den Menschen von dieser Seite studirte, wie man dieses in seinem Briefwechsel der Göttinger Dienstmädchen über die Litteratur sieht! Aber wie glücklich wird sich auch Herr Marselle gefühlt haben, als er dieses niederschrieb, und dieses noch vornehmer und gelehrter fand, als sich selbst! Damals ist auch wohl der Vorsatz in ihm entstanden, sein tableau naturel auf der Nationalbibliothek niederzulegen. Es ist eine eigene Species von Glücklichseyn, das beschränkte Köpfe in dem Augenblicke fühlen, in dem sie sich vornehmer oder gelehrter ausdrücken, als sie selbst sind. Hiezu gehört denn wesentlich, daß sie dasjenige selbst nicht verstehen, was sie sagen. Sie haben es sich im Leben bemerkt, daß, wenn vornehme oder gelehrte Leute etwas sublimes sagten, daß sie dieses nicht verstanden, und nun glauben sie umgekehrt, wenn sie selbst etwas sagen, was sie nicht verstehen, daß dieses auch sublim sey. Unter den niedern Ständen findet man es häufig, daß sie gerade dann etwas einfältiges sagen, wenn

sie sich sehr sublim ausdrücken wollen. „Nehmen Sie sich die Freiheit," sagte einmal ein Bauernmädchen, indem sie einen Teller mit Obst präsentirte.

Herr Marselle fährt nun also fort:

„Der Erfinder arbeitet in der Gegenwart der Personen, die Nummern verlangen, und bietet dem 12,000 Franken, der eben so arbeitet, wie er, oder der ihm einen Fehler zeigt.

„Einen Abriß seines Verfahrens hat der Verfasser auf der Nationalbibliothek den 3. Nivose im Jahr 12. niedergelegt, und den 29. Prairial einen Nachtrag dazu geliefert."

„Viele der Aktionärs nehmen den Familiennamen, andere nehmen Tauf- und Familiennamen. Man kann 16,000 Franken leichter durch Auszüge gewinnen, als wenn man auf Ternen setzt. Man braucht ihm nur die Buchstaben seines Namens zu schicken, um jährlich 26 Ternen und mehrere Quaternen zu gewinnen. Er schickt ein Tableau damit zurück. Il y a un agrement singulier pour des personnes de goût de voir au premier coup d'œil que leurs nommes portent autant de succès."

„Seine Addresse ist: Carésur de la rue de la Vannerie Nr. 51. au second. Bis Abends sieben Uhr ist er in seinem Büreau. Für zehn Sous verkauft er eine Erklärung seines Systems für die, welche sich seines Tableaus bedienen. Briefe franco.“

Ich war neugierig, diesen Menschen kennen zu lernen, und ging nach seiner Wohnung, welche nicht weit vom Greveplatz ist; Es geht mir wie Nebucadnezar, der auch gern mit Wahrsagern und Zeichendeutern zu thun hatte. Man hat mich hier schon oft darauf angesehen, wenn ich auf der Straße bei einem Kerl stehen blieb, der die Zukunft enthüllte, und ein nicht sehr brillantes Publikum hatte. Man schien mich für etwas vernünftiger zu halten, als die andern, welche da herumstanden, und mit ihrer weniger guten Kleidung auch das Privilegium haben, weniger vernünftig zu seyn. Indeß ist das Parterre unter freiem Himmel oft belehrender, als das im Schauspielhause, und man sieht hier den Menschen und seine einseitige beschränkte Natur oft besser, als auf der Bühne. Ich habe immer gefunden, daß Leute, die vorher ganz vernünftig aussahen, doch eine einfältige Miene beka-

men, wenn so ein Kerl ihnen die Zukunft aus den Charten enthüllte. So einfältig dieses auch war, so imponirte es ihnen doch. Ueberhaupt ist der Mensch geneigt, alles das zu glauben, was ihm mit einer wichtigen, entschiedenen Miene gesagt wird, besonders wenn er es wegen des mysteriösen Nebels, in den es gehüllt ist, nicht recht begreifen kann. Dieses wußten die sehr gut, welche von jeher so eifrig an der Bildung des Menschengeschlechts in retograder Richtung arbeiteten.

Ich traf neulich einmal des Abends, als ich aus dem Pflanzengarten die Seine hinunterging, auf dem Quai einen Menschen stehen, der aus dem Anfangsbuchstaben des Taufnahmens die vergangenen und zukünftigen Schicksale entwickelte. Er versicherte, daß er durch ein anhaltendes dreyßigjähriges Nachdenken dieses herausgebracht habe. Ich ließ mir auch für zwey Sous von ihm weissagen. Außer der Thätigkeit, die der Geist empfindet, eine solche Natur, die einer Menge anderer imponiret, zu durchschauen und sie zu construiren, sieht man noch zugleich, wie ein solcher Mensch die gewöhnlichen Verhältnisse des Lebens

ansieht, und wie er den großen Haufen und dessen Verhältnisse kennt. Als ich da stand, kam ein Dienstmädchen, um sich auch für zwei Sous die Wahrheit sagen zu lassen. Der Kerl wußte ziemlich gut Bescheid, wie es in dem Herzen und in der Lebensgeschichte einer solchen Kleinen aussieht. Dunkel und etwas unbestimmt war er auch; aber dieses ist eine allgemeine Prophetengabe, die ich ihm weiter nicht zum Verdienst rechne. Indem ich da stand, bedauerten ein Paar aufgeklärte Vorübergehende in ihrem Herzen die Rückschritte des Zeitalters und die Ausbreitung des Aberglaubens.

Diese Wahrsagerei aus der Charte ist hier sehr häufig; und obschon sie auf offener Straße geschieht, so scheint die Polizei sie doch nicht zu sehen. Am ersten Morgen, den ich hier war, traf ich gleich in der Straße St. Denis einen solchen Kerl, der aus der Charte die Vergangenheit und die Zukunft entwickelte. Eine Militärperson, dessen braune Gesichtsfarbe den Süden verrieth, wo er geboren war, erkundigte sich gerade bei ihm nach seinem Geschick. Der Wahrsager sagte ihm unter andern: „daß er mancherlei merkwürdige Schicksale gehabt

und sich viel in der Welt umgesehen habe.“ Der Söldner machte ein zufriedenes, andächtiges Gesicht, und bewunderte in seinem Herzen den Wahrsager, indem er das, was dieser ihm sagte, mit seinem Leben verglich. Indeß war es nicht schwer, das Gereistseyn zu errathen, weil die spanische Gränze so sehr nahe nicht bei Paris liegt; und was die merkwürdigen Schicksale betrifft, so ist jeder Mensch schon von Haus aus geneigt, die Seinigen, so wie Hofrath Jung, für äußerst merkwürdig zu halten. Der Wahrsager kannte von dieser Seite den Menschen, denn in allen Schicksalen fand er immer etwas wichtiges; er wußte vielleicht, wie wenig der Verstand des Menschen geneigt ist, etwas sceptisch zu untersuchen, was seiner Eitelkeit geschmeichelt hat. Aus der Vergangenheit ging es nun in die Zukunft. Er sagte der Militärperson, daß er kein Glück im Lotto haben würde, und er sollte deswegen nur nicht darin spielen. (Der Prophet wußte gewiß, daß ich gegen das Lotto geschrieben, und er wollte mir mit seinem Rathe entweder eine kleine Freude machen, oder mich ein wenig beschämen und mir zeigen, daß

er auch meine Schicksale kenne, und zugleich meinen Scepticismus an seiner Kunst —).

Der mannigfaltige Broderwerb, den man hier auf den Straßen sieht, unterhält einen in der ersten Zeit des pariser Aufenthalts am meisten. Ich habe es oft bewundert, wie indüstriös die Franzosen sind, selbst mit allerhand Ungeziefer ihr Brod zu verdienen. Vor ein paar Tagen sah ich am pont-neuf einen Kerl mit ein paar Wanzen stehen, die ihm seinen Unterhalt verdienten, indem er sie auf einen Teller herumlaufen ließ. Er verkaufte nämlich eine Tinktur gegen die Wanzen zu zwölf Sous; und um zu zeigen, wie sehr die Wanzen sie scheuten: so zog er mit einer Feder ein paar Striche über den Teller, wo die Wanzen nicht hinüber liefen.

Ein anderer stand letzten Sonntag mit einem großen Mikroskop auf dem place de la concorde, am Eingange in die elisäischen Felder, und ließ in diesen den Vorübergehenden für einen Sous allerhand mikroskopische Gegenstände sehen, und unter andern auch die kleinen Thiere, welche einmal nach dem Zeugniß des Moses die Aegyptier so sehr plagten.

Ein dritter, Herr Joubert, lebt im Garten der Kapuziner von ein paar Fliegen, die sich fechten, und von ein paar Flöhen, die er an Ketten liegen hat und als Vorspann bei Wagen und Kanonen gebraucht. Die beiden Fliegen, welche sich mit dem Rappiere fechten, sind mit dem Rücken gegen eine kleine, aufrechtstehende Platte befestigt, und stehen einander mit den Füßen gegenüber. Zwischen die Füße gibt ihnen Herr Joubert ein kleines Korkkügelchen, in dem eine Nadel steckt. Jede Fliege dreht ihr Korkkügelchen, wenn sie die Beine bewegt. Die Nadeln treffen dann oft zufällig gegen einander, und dieses sind — die sich fechtenden Fliegen. Daß ein Floh, an eine Kette gelegt, einen Wagen zieht, erregt, wenn man zuerst davon hört, einige Bewunderung. — Aber wenn man bedenkt, daß der Floh in Hinsicht der Muskelkraft das stärkste Thier nach dem Tieger ist; daß sie ferner hiezu nicht von den kleinen schwarzen eleganten, sondern von den braunen Hundeflöhen nehmen — und endlich, daß der Wagen und das Kettchen sehr fein und klein gearbeitet sind: so begreift man es leicht. Auch sind in den kleinen

Taschenuhren, welche man in Ringen oder Medaillons trägt, viele Räder, welche kleiner und genauer gearbeitet sind, als die Räder an so einem Flohwagen. Die Befestigung des letzten Gliedes der Kette an das Bein des Flohes hat einige Schwierigkeiten. Mancher verliert dabei sein Bein; aber es wird leicht wieder ein neuer eingefangen, an dem man den Versuch wiederholen kann. Herr Joubert bot mir seinen ganzen Stall nebst dem Geschirr für funfzig Louisd'or an. Er versicherte, daß er ihn vom Herrn Prof. Robertson, der jetzt in Petersburg ist, und sonst in Hamburg war, gekauft habe. Dieser Herr Robertson scheint sich auf das Flohabrichten zu legen: denn als er in Hamburg war, hatte er noch einen ganz artigen Stall, trotz den Verkäufen an M. Joubert. (Er gehörte übrigens zu den Physikern, von denen Lichtenberg bemerkte, daß man das Wort nach Musiker flektiren müsse, und daß dieses eine bekannte Biegung habe, die Musikant beiße. Dieser Herr Robertson hatte sich selbst zum Professor der Physik gemacht, und sich zugleich des englischen Wohlklangs wegen umgetauft. Er heißt sonst von der

Geburt an Mr. Robert, wie Herr Garnerin versicherte.

Ein Kerl in den elisеischen Feldern verdiente sein Brod damit, daß er einen Stock schnell um seinen Zeigefinger laufen ließ, und mit dem herumlaufenden Stocke einem kleinen Jungen ein Stück Geld von der Nase schlug, ohne ihm die Nase zu berühren. Der Kerl hatte eine große Geschicklichkeit, den Stock sehr nahe im Schwerpunkte zu unterstützen, und doch nicht in ihm, weil er sonst nicht hätte rund laufen können. Sein Zeigefinger, um den der Stock lief, und mit dem er ihn zugleich drehte und unterstützte, beschrieb einen kleinen Kreis, dessen Mittelpunkt eigentlich das Centrum der Bewegung war, so wie die Epizykel bei den alten Astronomen.

Ein anderer Kerl zieht hier beständig auf den Straßen mit einer tanzenden Hundetruppe herum, welche aus zehn Akteurs besteht. Sie geben nur pantomimische Ballets. Unter ihnen ist ein schwarzer Pudel, der den Mohren macht; er trägt rothe Beinkleider, hat eine Uhr an der Seite und eine Flinte auf dem Rücken. Wenn diese wandelnde Schauspielertruppe von einem Platze nach dem an-

dern zieht, so sitzen alle zehn Akteurs fein ordentlich auf einem Wagen, der von einem eilften gezogen wird.

Auf dem Platze des Louvre sah ich die vorige Woche einen Musiker, der eine ganze Kapelle in sich vereinigte. Er spielte nämlich eine zweistimmige Flöte, ferner die Harfe, dann die Zimbeln, und schlug auch noch die Trommel und die Becken. Dieses that er alles zugleich, und gebrauchte dazu weiter nichts, als seine vier Extremitäten. Sie werden mir dieses nicht glauben; aber veni et vide, sagt der Bereuter Franconi auf seinem Zettel, wenn er das unglaublichste angekündigt hat. Bis Sie indeß hieher kommen, will ich Ihnen denn doch sagen, wie es der Kerl macht. Er sitzt auf einem kleinen Stuhl, hat vor sich die Harfe stehen, und rechts stehen zwei Becken auf zwei Federn, die er mit einer Kordel zusammenziehen kann. Diese bindet er sich an den rechten Fuß; dann hat er links eine Trommel auf einem kleinen Fußgestelle liegen, die er mit dem linken Fuß schlägt, der krumm, und besonders gut zum Anschnallen eines Trommelstocks gewachsen ist. An dasselbe Knie hat er ein paar Schellen gebunden, die die Zimbeln machen, so-

bald er mit der Ferse auf den Boden schlägt und seinem krummen Trommelstocksbein eine zitternde Bewegung gibt. Mit der linken Hand spielt er die Harfe, und mit der rechten seine Doppelflöte. Sie werden es billig finden, daß der Mensch sich setzt, den bei der starken Beschäftigung seiner Extremitäten, während des Conzerts, kann er ihnen unmöglich zumuthen, noch zugleich den Schwerpunkt seines Körpers zu unterstützen, und er überläßt dieses besser den Muskeln, welche die Anatomiker Glutaei nennen.

In der Gegend des Café l'Aurore in den eliseischen Feldern befindet sich ein Mann, der eine Federwaage hat, und die Leute für zwei Sous wiegt. Es ist eine bequeme, elegante Waage, auf deren Sitz ein weiches Küssen liegt. Dem Sitze gegenüber ist ein Spiegel, um den Stand des Zeigers sehen zu können, der das Gewicht angibt. Als ich zuerst vorbeiging, ließ sich gerade ein Frauenzimmer wiegen. Sie sehen, der Mann kennt das liebenswürdigste der Völker. Diese Kenntniß der Nationalschwachheiten ist wirklich allgemeiner, als man glaubt; und selbst die Bettelbuben sind

klug genug, um ihre kleinen Finanzspekulationen darauf zu gründen. Ich erfuhr dieses zuerst in Mons, wo die Jungen, welche an den Wagen zum Betteln kamen, ohne Aufhören riefen: Monsieur! vous êtes si joli, donnez-moi un peu, — donnez-moi un liard, — vous êtes aussi joli!

Ein und zwanzigster Brief.

Paris den 30sten July 1804.

Ich konnte Paris nicht verlassen, ohne den berühmten Erfinder der Luftballons gesehen zu haben. Dr. Burkhard hatte mir gesagt, daß man sehr freundlich von ihm aufgenommen würde. Er wohnt in der rue de juifs Nr. 18. Ich hatte mir seine Addresse in dem conservatoire des arts et métiers, wovon er einer der Direktoren ist, geben lassen. Im Mittelpunkte von Paris weiß selten der dritte Nachbar, wie der andere heißt; und man kann die ganze Straße durchfragen, ehe man in das Haus kommt, welches man sucht. In den Vorstädten ist es anders. Da scheint weniger

Wechsel im Umziehen zu seyn, und die Nachbarn kennen sich auf zehn und zwanzig Häuser.

Ein Tischler, der im Thorwege arbeitete, von dem ich später erfuhr, daß er Montgolfiers Sohn gewesen, wieß mich die Treppe hinauf, wo ich im Vorzimmer den Bedienten finden würde. Als ich schellte, öffnete mir ein freundlicher Mann die Thür, der etwas nachläßig gekleidet war, und den ich nicht gleich für den würde gehalten haben, der er war, wenn ich nicht im Knopfloch das rothe Band der Ehrenlegion gesehen hätte. Ich traf bei ihm den Herrn Desormes, einen jungen, sehr interessanten Physiker, der in Paris die Malletsche Versuche über die Entbindung des Wärmestoffs durch das Zusammendrücken der Luft gemacht hat, in denen bekanntlich durch sehr starkes und schnelles Pressen die Luft so heiß wird, daß sie den Schwamm entzündet.

Das Gespräch kam zuerst auf den Widerstand der Luft und des Wassers. Montgolfier erzählte, daß bei langsamen Bewegungen der letztere äußerst gering sey, und er habe La Lande vorgeschlagen, diesen Umstand bei den Versuchen zu

benutzen, die Coulomb über die Anziehung grosser Bleikugeln auf leichte Nadeln gemacht hat, um die Größe der Anziehungskraft der Erde zu bestimmen. Er glaubt, daß die Bewegung auf Wasser noch empfindlicher sey, als die der Drehwagen an Seidenfäden, die Coulomb bei seinen Versuchen gebraucht hat. Montgolfier hatte, um sich hievon zu überzeugen, in einem Gefäße mit Wasser eine runde porcellainene Terrine schwimmen laßen, die mit funfzig Pfund Sand beschwert war. Auf diese hatte er ein Lineal gelegt, und auf dieses eine sehr schwache Magnetnadel; und doch hatte diese, wenn sie nicht im magnetischen Meridian gewesen, die Terrine mit den funfzig Pfund Sand gedreht, und war erst nach ein paar Tagen und nach mehreren Schwingungen im magnetischen Meridian zur Ruhe gekommen.

Dann erzählte uns Montgolfier noch einige nähere Umstände über das unglückliche Schicksal der beiden Luftschiffer Pilatre de Rozier und Romain. Ich will Ihnen dieses mit Montgolfiers eigenen Worten wiederholen.

„Ich wurde gleich nachher, als der unglück-

liche Zufall sich ereignet hatte, von der Regierung nach Boulogne geschickt, um die Sache gehörig zu untersuchen. Es ist jetzt schon beinahe zwanzig Jahre her; aber ich erinnere mich des allen so gut, als wenn es gestern geschehen wäre, und unter andern auch, daß ich gleich den ersten Abend in Boulogne eine Unhöflichkeit beging. Ich war beim Präsidenten sehr gut aufgenommen, der mir zu Ehren ein großes Essen angestellt hatte. Ich hatte Hunger von der Reise, und aß mich gleich im ersten Gange so satt, daß ich alle übrige mußte vorbeigehen laßen, wodurch meine schöne Wirthin beleidigt wurde. Dieses im Vorbeigange, damit Sie sehen, wie gut ich alles noch weiß."

„Pilatre und Romain waren mit zwei Ballons gestiegen. Der oberste war der größte, und mit inflammabler Luft gefüllt; der untere kleinere, der etwa fünf und dreißig Pfund tragen mochte, war mit Feuer g heizt. Dieser war nicht beschädigt, sondern nur der größere, der im Gipfel eine Stelle von sechs Fuß Durchmesser hatte, die angesengt war, in deren Mitte ein Loch im Taffent verbrannt war von einem Fuß Durchmesser. Man

hatte den Ballon sorgfältig aufgehoben, und ich schnitt mir noch eine Probe heraus, um den Uebergang von der verbrannten Seide zur bloß versengten zeigen zu können. Mehrere Personen, die den Ballon sahen, als ihm das Unglück begegnete, und die hinlänglich von einander entfernt wohnten, zeigten mir die Stelle, von wo aus sie es gesehen. Ich nahm die Winkel, und maß die Basis und fand, daß der Ballon damals zwischen 12,000 u. 14,000 Fuß hoch war, (also ungefähr so hoch, als der Montblanc). Man hatte eine kleine weiße Wolke gesehen, so wie wohl welche unter den Gewitterwolken hingen, und diese war in der Nähe des Ballons gewesen. Es ist wahrscheinlich, daß aus dieser ein elektrischer Funken auf den Ballon geschlagen ist, der die inflammable Luft anzündete."

„Vielleicht war irgend eine kleine Oeffnung in der Seide, wodurch ein feiner Luftstern ausströmte. Entzündete sich dieser, so brannte das Feuer an der Oberfläche des Ballons, und wurde immer von der aus dem Ballon zuströmenden inflammablen Luft genährt, bis endlich das Loch groß genug war, wo dann die Luft schnell entwich und der Ballon schnell

anfing zu fallen. Das Feuer mußte nun wieder wegen des schnellen Luftzuges und der daraus entstehenden Abkühlung erlöschen."

„Wir gingen nach der Stelle, wo man ihn wieder gefunden hatte, welches ungefähr acht Meilen von Boulogne entfernt war. Wir erkannten sie gleich an einigen Resten, die vom Ballon noch da herumlagen. Ein Schäfer, der mit seinen Schaafen da trieb, sagte uns: Sie suchen gewiß die Stelle, wo die beiden unglücklichen Herren niedergefallen sind! Hier ist sie. Ich war damals auch mit meinen Schaafen hier. Ich lief zuerst zu dem, der an dieser Stelle lag; (er zeigte uns ein aufgerichtetes Kreuz) — er saß da und reichte mir die Hand, sprach aber nichts. (Dieses war Romain). Darauf lief ich zu dem andern, (Pilatre de Rozier) dieser war aber todt, seine Knochen waren ihm zerbrochen. Als ich sah, daß diesem nicht mehr zu helfen war, lief ich zurück zum ersten. Aber dieser hatte sich niedergelegt und war verschieden." So weit Montgolfier.

Desormes erzählte, daß man den Ballon, der sich vorigen Freitag auf der Sternwarte losge-

rissen habe, noch nicht wieder hätte, und daß sich jetzt hier jemand sehr angelegentlich mit der Direktion des Ballons beschäftige. C'est une betise, sagte Montgolfier ganz kurz. Die einzige Art, um mit dem Ballon nach Willkühr zu gehen, wäre, daß man einen von wenigstens hundert Toisen Durchmesser machte, damit man Kohlen genug zum Heizen mitnehmen könnte und auch ein kleines Boot, wenn man einmal auf's Wasser geriethe. Da die Winde in verschiedenen Höhen nach verschiedenen Richtungen gehen, so müßte man so lange steigen, bis man einen Windstrich fände, der ungefähr des Weges ginge, wohin man wollte. Hätte man diesem eine Zeit lang gefolgt, so nähme man einen andern in einer größern Höhe oder Tiefe, und ginge dann so mit Laviren weiter. Deformes wendete ein, daß es mit einem so großen Ballon gefährlich seyn würde, die Gegenden zu passiren, wo sich die Winde kreuzen, weil der obere Theil des Ballons dann leicht in einem andern Windstriche liegen könnte, als der untere. Montgolfier aber meinte, daß der Strich, wo zwei Winde umsetzen, ziemlich ruhig seyn würde.

Bei allem, was Montgolfier sagt, erkennt man den Denker, der immer in eigenen Artikeln thut und nie in Commissionsgeschäften. Alles war klar und bestimmt, vor allem überschlug er schnell die Zahlenwerthe im Kopfe, und die Größen, welche er hiezu gebrauchte, wußte er alle auswendig; wie z. B. die der verschiedenen specifischen Gewichte der Luftarten, die Geschwindigkeit, womit eine in die andere überströmt, den Widerstand, den die bewegten Körper erleiden ꝛc. Montgolfier ist immer noch sehr für die Ballons mit verdünnter Luft eingenommen, und hält sie, weil Steigen und Fallen von der Willkühr des Aeronauten abhängt, für vollkommener, als die mit inflammabler Luft.

Als ich weggehen wollte, zeigte er mir die Modelle zu seinem hydraulischen Widder, die auf seinem Arbeitstische lagen, und gab mir eine Beschreibung davon nebst einem Kupfer, welche beide im Journal des mines sind. Er führte uns in den Hof, wo er diese einfache Maschine sehr schön in Messing ausgeführt hat, und zeigte uns ihre Wirkung. Man begreift nicht gleich den sonderbaren Mechanismus, der dabei Statt findet, und er-

staunt, wenn man siebt, daß, wenn die Ventile eine halbe Minute gespielt haben, das Wasser auf dem Dache in einer Höhe von vier und funfzig Fuß anfängt auszugießen.

Diese Maschine weicht von den bis jetzt bekannten Maschinen, um das Wasser zu heben, völlig ab, und es war mir daher sehr angenehm, sie näher kennen zu lernen. Diese neue Maschine hat einen mannigfaltigen Nutzen, weil sie sich oft da zum Wasserheben anbringen läßt, wo man keine andere gebrauchen kann. Man hat z. B. einen kleinen Bach oder eine Quelle, deren Wasser man auf eine Höhe von hundert Fuß zu heben wünscht. Sie ist aber zu klein, um ein Rad mit Pumpen oder Paternosterwerken und dergleichen in Betrieb zu setzen, und man würde die Idee aufgeben müssen, wenn man Montgolfier's hydraulischen Widder nicht kännte, der auch bei einer geringern Wassermasse das Wasser in die Höhe hebt. Zugleich hat diese Maschine einen größern Effekt, als die bisherigen, weil sie die große Reibung der Pumpenkolben, des Gestänges und des krummen Arms nicht hat. Montgolfier hat

sich erboten, mit dem hydraulischen Widder zu Marly doppelt so viel Wasser aus der Seine auf das Wasserschloß zu heben, als jetzt die dreizehn Räder mit ihren Druckpumpen thun. Man macht jetzt in Paris einen Versuch mit dem hydraulischen Widder im Großen, um die Wasser der Seine in ein Bassin zu heben, das bedeutend höher liegt, und von wo aus ein Theil der Stadt damit soll versehen werden.

Den Namen, hydraulischer Widder, hat die Maschine wohl davon erhalten, daß sie stoßweise auf's Wasser wirkt. Ihre Einrichtung ist übrigens sehr einfach und begreift sich leicht. In beyliegender Zeichnung (Taf. X.) sehen Sie den ganzen hydraulischen Widder. Durch die Röhre A fällt das Wasser bey Montgolfier etwa sechs Fuß herunter, fließt dann durch die Röhre B, die zwölf Fuß lang ist, und drei Zoll weit, fort, bis es an das Ventil C kommt, wo es ausfließt. Sobald die Geschwindigkeit des Wassers so groß wird, daß es das Ventil in die Höhe heben kann: so verschließt es sich selbst den Ausgang. Es läuft dann weiter, hebt das

Ventil O in die Höhe, und tritt in das rund umher fest verschlossene Gefäß, welches anfangs bloß voll Luft war, in dem aber durch das hineingetretene Wasser die Luft in den kleinen Raum D zusammengepresst ist. Diese Luft drücket nun stark auf das Wasser im Gefäß, welches keinen andern Ausweg hat, als die Röhre F I, in der es nun in die Höhe steigen muß, und zwar so lange, bis die Wassersäule in der Röhre F I das Gleichgewicht hält mit der zusammengedrückten Luft in D. Ist diese Luft dreimal dichter, als die Atmosphäre: so muß diese Wassersäule sechs und neunzig Fuß hoch seyn. Das Becken, in welches die Röhre F I ausgießt, kann also sechs und neunzig Fuß höher liegen, als der untere Wasserspiegel. Montgolfier hat eine Maschine angelegt, die in dem Gefäße D die Luft vierzigmal so dicht machte, als die Atmosphäre; die also in der Röhre F I das Wasser bis zu einer Höhe von 1280 Fuß heben konnte.

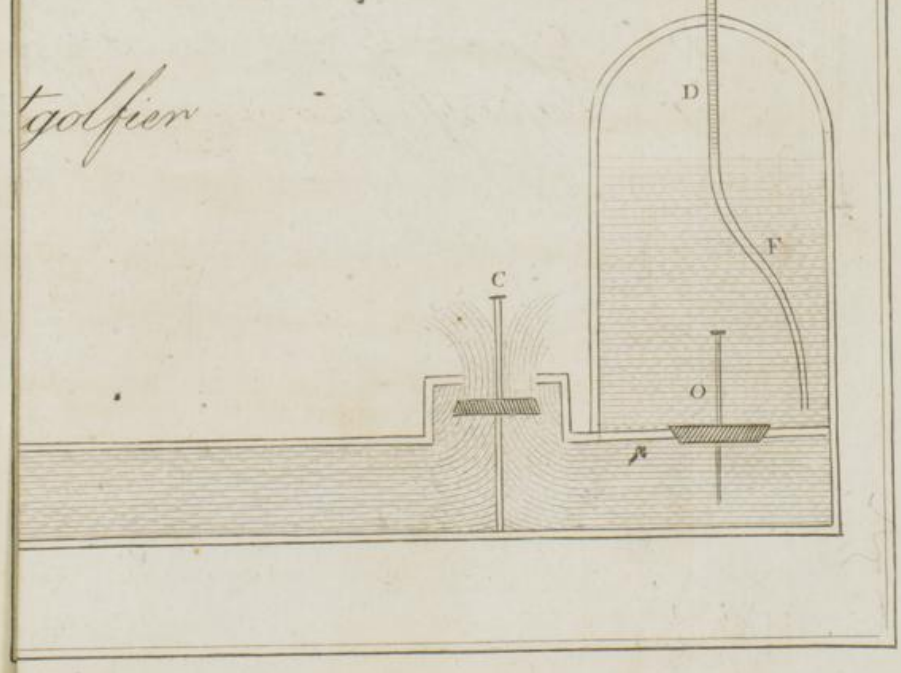
So wie das Wasser durch das Ventil O durchgegangen ist in's Gefäß D, so wird es wie-

der ruhig, und das Ventil O fällt herunter und schließt sich. Zugleich fällt auch das Ventil C herunter, das das umgekehrte von O ist, und öffnet sich. Das Wasser fließt bei C wieder aus, und die beiden Säulen A und B setzen sich wieder in Bewegung. Durch die Bewegung schließt sich wieder das Ventil C, und das in O öffnet sich, dringt wieder neues Wasser in's Gefäß D und drückt die Luft wieder auf's neue zusammen. Die zusammengedrückte Luft drückt dann wieder das Wasser im Gefäße zu der Röhre F I heraus. So geht denn immer das Spiel der Maschinen vorwärts, von der man nichts sieht, als bloß die beständige Bewegung des Ventils C, durch welches ein Theil des Wassers ausfließt. Der Stab, der dadurch geht, verhindert es bloß, daß es nicht über eine gewisse Tiefe herabfällt.

Montgolfier hat schon seit acht Jahren auf seiner Papiermanufaktur zu Voirce eine solche Maschine, um das Wasser für seine Holländer in die Höhe zu heben. Als er anfangs damit im Nationalinstitut auftrat, fand sie bei dem theo-

Taf. XI

Barreau

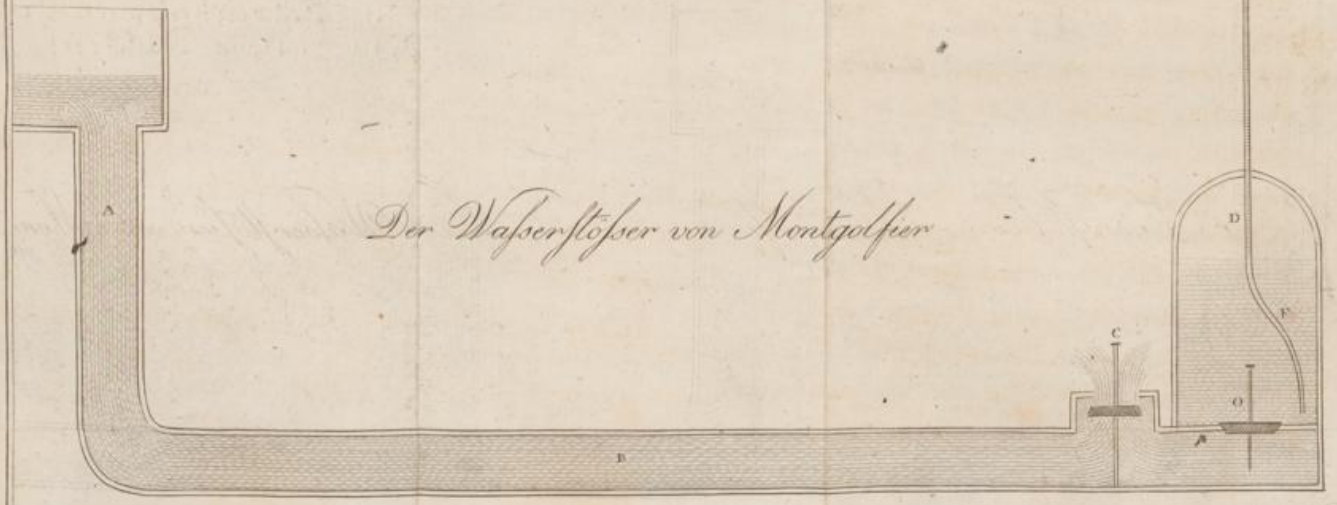


tgolfier

Taf. II

Die Kuppel des Panthons

Drehabeiten von Barreau



Der Wasserstösser von Montgolfier

retischen Mechaniker viele Bestreiter, indeß der Erfolg gelehrt hat, daß Montgolfier Recht hatte. Uebrigens ist bei dieser Maschine, so wie bei allen andern, der Effekt um so viel größer, je mehr Gefälle man hat, und je mehr Wasser dabei angewendet werden kann.

Montgolfier verkauft Modelle, wobei das Röhrenwerk von Messing ist, und das Gefäß D von Glas, um das Spielen des Ventils in O zu sehen, für hundert Franken.

Zwei und zwanzigster Brief.

Paris.

Die großen Modell- und Maschinensammlungen, welche sonst an mehreren Orten zerstreut waren, sind jetzt in der Abtei St. Martin vereinigt. Der Eingang ist links in dem Hofe der Municipalität des sechsten Arondissements in der Rue St. Martin. Sie ist des Sonntags dem Publikum offen; der Fremde sieht sie in der Woche gegen eine Kleinigkeit, die derjenige erhält, welcher ihn hineinführt.

Im ersten Saale rechts sind die Spinnmaschinen für Baumwolle, die in England Muls heißen. Das Vorgespinn geht zwischen zwei

Walzen durch, wovon die obere mit Leder überzogen ist, und die untere aus gereiftem Eisen besteht. In diesem Saale wird gearbeitet. Die größte Maschine spinnt zu gleicher Zeit 216 Fäden, und verarbeitet täglich 10 Pfund Baumwolle. Man findet in diesem Saale alles, was zur Baumwollenspinnerei gehört. Im Saale gegenüber stehen die Stühle für Cattun- und Seidenweberei, und noch eine große Haspelmaschine von dem berühmten Vaucanson.

In dem Saale, der an die Baumwollenspinnerei stößt, stehen die Münz- und Medaillenpressen, eine Schneidemaschine zu großen Rädern, ein Drathzug und die Maschine, von der der Aufseher sagte, daß sie Frankreich ruinirt habe, — nämlich die Assignatenpresse.

Im dritten Saale, zuerst rechts, eine große Menge argandischer Lampen, die man hier à la Quinquet nennt, obschon, wie man mir versicherte, nicht Quinquet, der ein Arbeiter bei Argand war, der Erfinder seyn soll, sondern Argand. Dann Modelle von Sägemühlen und Pumpen. Von der Säge ohne Ende, die der Bür-

ger Albert vor einigen Jahren erfunden hat, sah ich hier kein Modell. Dann folgen die Ackergeräthschaften, Dreschmaschinen, allerhand Arten von Pflügen, Sensen, Haken, Schaufeln, verschiedene Bienenkörbe, Riemenwerk für Ackerpferde u. s. w. Dann die Modelle von Hayen und Schiffkrahnen, unter denen mehrere sind, welche die Güter, die eingeladen werden, auch zugleich wiegen. Ferner die Modelle zu Dampfmaschinen, Feuerspritzen, und mehrere verticale und horizontale Windmühlen. Unter den letztern gefiel mir eine, die in Pohlen wirklich soll gebraucht werden. Das horizontale Rad ist ungefähr gebaut wie ein oberschlächtiges Wasserrad. Um dieses liegt ein zweites Rad unbeweglich, dessen offene Schaufeln wie Jalousiefenster gebaut sind, und so stehen, daß der Wind, er mag herkommen, woher er will, immer an einer Seite ungefähr auf die Tangente der Schaufeln des ersten Rades stoßen muß, indeß dieselben Jalousien ihn verhindern, auf die Schaufeln der entgegengesetzten Seite zu stoßen. Die Schaufeln bestehen aus großen hölzernen Rahmen, und sind mit Segeltuch überzogen. Dann folgen die Modelle von allerhand Oefen, worunter

die von Rumford besonders merkwürdig sind. Endlich Montgolfiers Calorimeter, in dem die Menge des Wärmestoffs gemessen wird, die eine jede Holz- und Kohlenart zu geben im Stande ist.

Aus diesem Saale führte mich der Aufseher in die Kirche, wo man gerade damit beschäftigt war, einen neuen Ballon an die Stelle desjenigen zuzurichten, der sich neulich vom Observatorio losriß. Es war eine braunseidene Kugel von etwa dreißig Fuß Durchmesser, die an zwei horizontal gespannten Seilen hing, und vermittelst eines großen Blasbalges mit atmosphärischer Luft aufgeblasen war. Drei Arbeiter suchten die kleinen Löcher auf, die etwa im Ballon waren. Sie drehten ihn herum, und sahen gegen das Licht, ob sie sie finden konnten. Sobald sie eins sahen, zeichneten sie es mit Kreide, und leimten einen kleinen Taffetfleck darauf, gerade so, wie manche Frauenzimmer die schwarz seidenen Kleider mit englischem Pflaster flicken. Größere Risse werden indeß mit einem Taffetfleck und doppelter Nath zugenäht. Die Streifen, aus denen der Ballon zusammengesetzt ist, haben eine Breite von $1\frac{1}{2}$ Elle. Sie gehen einen halben Zoll über einander, und sind mit zwei Näthen genäht.

Der Ballon wurde zu Meudon gemacht, als dort das äronautische Institut noch bestand. Nachher war er mit in Egypten. Neben ihm lag ein kleiner Probeballon von Goldschlägerhäutchen, der acht Fuß Durchmesser hat.

In der Kirche steht ein Wagen, vorn mit einer kleinen Dampfmaschine, die ihn in Bewegung setzt; er scheint aber wenig gebraucht zu seyn. — Ferner der große Wagen, auf dem die Elephanten aus dem Haag hierhin gebracht wurden; und endlich der ungeheure Wagen, auf dem man die marmornen Pferdegruppen, welche jetzt am Eingange der elisäischen Felder stehen, von Marly nach Paris brachte. Die Räder haben doppelte Speichen und doppelte Eisenbänder auf dem Rande. Sie sind einen Fuß breit, zehn Fuß hoch, und haben zehn Fuß Geleise.

Säle im ersten Stock.

Man steigt eine breite Treppe hinauf, und findet gleich im ersten Saale die Modelle zu den verschiedenen Wasserwerken. Ein Modell von der Maschine zu Marly, eine vollständige Pulvermühle

mit allem Zubehör, verbunden mit einer Salpeterraffinerie.

Dann kommt die Eisengewinnung. Verschiedene Hochöfen und Hammerwerke nebst Gebläse. Baders Cylindergebläse sah ich nicht. Merkwürdig war mir das catalonische Gebläse, welches man viel in den Pyrenäen gebraucht. In einem hohen Reservoir wird das Wasser gesammelt, aus dem es durch drei lange Röhren in drei darunter stehende Tonnen fällt. Während des Falls zertheilt sich das Wasser in Staub, und reisst die Luft, durch welche es fällt, mit sich fort, bis unten in die Tonnen. Diese Luft, die nirgend hinauskann, geht dann durch eine Röhre in das Blaserohr des Hochofens.

Der Aufseher sagte, indem er die Erklärung dieses Gebläses gab: „daß das Wasser bekanntlich viel Luft hätte, und daß diese die Ursache seiner Flüssigkeit sey.“ Hierbei wäre es merkwürdig, daß das Wasser nicht gleich unten in den Tonnen fest und zu Eis wird, sobald es die Ursache seiner Flüssigkeit verliert. Die Aufseher solcher Sammlungen sprechen gewöhnlich sehr gelehrt, und impo-

niren oft mit ihren Kenntnissen den größeren des Zuschauers, weil sie das schon hundertmal sahen und beschrieben, was er zum erstenmal sieht und was ihm fremd ist. Aber man muß diese Aufseher-Gelehrsamkeit nicht prüfen, und die Besitzer derselben auch nicht aus dem täglich betretenen Herwege ihres Wissens herausbringen.

Dann folgen die Modelle zu Stabeisenwalzen, die Maschinen zur Verfertigung der schmalen Eisenstäbe, die im Handel unter dem Namen Schneideisen bekannt sind; ein Modell zur Verfertigung der Eisen- und Stahlwalzen von Birmingham, eine Bleiplattengießerei, eine Malzmühle, und endlich die Ausstellung der französischen Eisenfabrikate, unter denen viele ihren Fabriken Ehre machen.

An der linken Seite des Saals stehen die Modelle für die Baukunst; ein Gerüste zu einem Kreuzgewölbe in einer gothischen Kirche, eine Brücke über Ketten aus Eisenstäben (ungefähr so wie die hängenden Brücken in Thibet). Ferner ein vollständiges chemisches Laboratorium mit allen möglichen Geräthschaften im Kleinen; eine Vitriolsäure-Fabrik mit allem Zubehör; eine vollstän-

dige Porcelainfabrik, eine Fayencefabrik und eine Fabrik für Töpferwaaren. Dann folgt eine kleine Gelbgießerei und eine Gießerei zu den hier so häufig gebrauchten Bleiröhren. Die Röhren werden in einer messingenen Form gegossen. Der Eisenstab, der die Höhlung macht, wird nachher wieder mit einem Gewinde herausgezogen; dieses ist sehr schwierig, weil der Zusammenhang zwischen Eisen und Blei bei dem Erkalten so sehr stark wird. Dann folgt eine vollständige Kleinschmiede und die mit allen Werkzeugen versehene Werkstätte des Zimmermanns, des Tischlers und des Ebenisten.

Am Ende des Saals steht eine Papiermühle mit allem Zubehör, und das Modell von einer Schiffbrücke bei Rouen. (Die mittleren Kähne werden nicht wie gewöhnlich ausgenommen, wenn ein Schiff den Strom herab- oder hinauffährt, sondern sie schieben sich zurück auf den nächsten Kahn zu, indem das Geländer und der Boden am beweglichen Theile der Brücke sich über das Geländer und den Boden am unbeweglichen Theile wegschiebt). — Dann folgt eine Maschine zum Ballenpacken, eine Glasschleiferei und eine Polirmühle mit dem Was-

ser für Spiegelscheiben. (Da, wo diese Maschinen im Großen ausgeführt waren, wurden sie indeß bald wieder abgeschafft, weil sie zu viel Bruch gaben, und jetzt schleift und polirt man hier und fast auf allen andern Spiegelfabriken wieder aus freier Hand).

Hierauf folgt eine Metalldrathweberei für die Formen des Velinpapiers und ein Webstuhl für Metallenband. Eine Maschine zu Kleinfilet. Diese ist indeß nicht in Ordnung, und man kann nicht sehen, wie es gemacht wird. Sie muß sonst ungefähr so eingerichtet seyn, wie die Maschinen, auf denen man jetzt die großen Fischnetze wirkt. Schnürriemenmaschinen, ein Webstuhl zu Patentstrümpfen, der im Louvre den Preis erhielt; eine Maschine, die in den Seehäfen gebraucht wird, um die Schiffskloben zu schneiden, und endlich macht eine Feuermaschine in einem Boote, die es Strom aufwärts rudern soll, den Beschluß. (Die Einrichtung ist mit Schaufeln gemacht, die sich gegen das Wasser bewegen, und eben so über zwei entfernte Walzen laufen, wie die Wasserkasten in den Kastenwerken. Die Erfindung hat, so oft sie auch schon versucht wurde, nie ihr Glück gemacht. Eins

Feuermaschine kann nicht wohl zur Fortbewegung von Lasten gebraucht werden, weil sie selbst mit fortbewegt werden muß, und dieses die zu bewegende Last oft mehr als um's doppelte vermehrt).

An diesen Saal stoßt ein anderer, in dem die kostbare Drehbank steht, welche Merklin im J. 1780 für Ludwig XVI machte, und die sonst in der Garde-meuble war. Dieses ist die schönste Drehbank, die ich noch gesehen habe. Alles Eisen und Messing hat noch seine erste Politur, und der unglückliche Ludwig scheint sie nur wenig gebraucht zu haben. Sie hat einen Ovalzug, eine Menge Buntzüge, Schraubengänge u. s. w. In diesem Saale sieht man zugleich mehrere französische Fabrikate, welche im Louvre ausgestellt waren und den Preis erhielten. Unter diesen sind sehr feine Feilen, welche auf einer Maschine gehauen wurden, welche ein Uhrmacher, Namens Perseval in Rheimes, erfunden hat. Nach dem Berichte sollen sie vorzüglicher seyn, als die englischen. Mir schien dieses nicht so; an Schönheit kamen sie wenigstens den englischen nicht bei — ob an Güte? das weiß ich nicht.

Im dritten Saale liegt eine Menge künstlicher Schlösser von allen Formen aus französischen Fabriken; dann stehen hier mehrere künstliche Drehbänke, und was mir unter allem am merkwürdigsten war: die Dreharbeiten des Hrn. Barreau von Avignon, der jetzt in Paris ist. Sie wurden dem Nationalinstitute den 21sten Prairial im Jahr 8. vorgelegt, von welchem Tage auch der Bericht ist. Man glaubt kaum, daß es möglich sey, so zu drehen, wie man hier in den Arbeiten von Barreau sieht. Ich will Ihnen nur einige nennen. In einer hohlgedrehten Kugel von drei Zoll Durchmesser liegt eine andere ganz frei. Die äußere hat rund herum runde Löcher von $\frac{3}{4}$ Zoll, so daß man die innere ganz gut sehen kann. In der zweiten Kugel ist eine dritte, in dieser eine vierte, in der vierten eine fünfte, in dieser eine sechste, und in der sechsten eine siebente, bis endlich in dieser eine achte ist. Alle stecken in einander wie Zwiebelschalen, alle sind durchsichtig gedreht, und das Ganze ist aus einem Stück ohne irgend einer Zusammensetzung gemacht (s. Fig. 2. Taf. 10.). Wenn man auf künstlichen Drehbänken hat arbeiten gesehen, so begreift man freilich,

wie so etwas gemacht wird. Indeß sieht man doch anfangs auf der Oberfläche nach, ob man nicht irgendwo eine Fuge sieht, wo die Kugeln an einander gesetzt sind.

In einer andern Kugel ist der Künstler noch weiter gegangen. Es stecken zehn Kugeln frei in einander, die mit zwanzig Löchern durchbrochen sind. In der mittelsten Kugel ist ein Seestern, der seine zwanzig Strahlen zu den zwanzig Löchern herausstreckt. Und alles dieses ist wieder aus einem Stücke gedreht. Einer, der so etwas macht, muß freilich eine sehr gute Drehbank haben; aber er muß auch darauf geübt seyn, zu sehen, wo die Späne sitzen.

In einer dritten Kugel hat der Künstler einen Kubus gedreht, und in dem Kubus, der an seinen sechs Seiten sechs Löcher hat, wieder eine frei liegende Kugel. Begreiflich ist zuerst die innere Kugel losgedreht, und dann erst der Kubus, der in der äußeren liegt. Völlig scharf ist indeß der Kubus nicht, weil man nie ein scharfes Drei- oder Viereck drehen kann. Dann steht noch eine kleine, fein gedrehte Pyramide von Elfenbein hier, in der

allerhand künstliche Schnecken angebracht sind. Oben auf ihr liegt eine kleine Kugel, in der zwei kleine excentrische Kugeln frei liegen. Bey einer andern Kugel stecken en chaine zwei hohle excentrische zum Theil in einander, und sind los gedreht. (S. Taf. 10. Fig. 3.). Und so sind der künstlichen Arbeiten noch viele hier, die zum Theil von Holz, zum Theil von Elfenbein sind.

Als ich den Aufseher nach der Addresse des Herrn Barreau fragte, so nannte er mir einen andern Dreher, Herrn Rajon, in der Vorstadt St. Antoine, der eben so künstliche, und vielleicht noch künstlichere Dreharbeiten mache. Ich habe mir vorgenommen, diesen Herrn Rajon nächstens zu besuchen.

Die vier Direktoren des Conservatoire des arts et métiers sind jetzt damit beschäftigt, einen Katalog von dieser Modell- und Maschinensammlung zu machen. Da in diesem, so wie in den Katalogen der übrigen Museen, eine Menge Nachrichten über die verschiedenen Maschinen werden gesammelt seyn, die man jetzt von den Aufsehern nicht erfährt: so wird diese große Maschinensammlung dann erst recht interessant zu besuchen seyn.

Drei und zwanzigster Brief.

Paris den 2ten August.

Ich habe die Gobelins-Manufaktur zweimal besucht. Das erstemal ging ich des Nachmittags aus dem Pflanzengarten hin, von dem sie nicht sehr weit entfernt ist (Plan von Paris Nr. 58.). Es war nach vier Uhr, und die Arbeiter hatten schon Feierabend. Ich wurde bloß in die Galerie geführt, wo die fertigen Tapeten ausgestellt sind. Heute ging ich um eilf Uhr hin, und sah nun die ganze Werkstätte und die Arbeiter in Thätigkeit.

Die Gobelinstapeten sind eine Art sehr einfacher Weberei, die Aehnlichkeit mit der Weberei der Wilden hat, welche zwischen zwei Baumstämme

eine Reihe Baſtſchnüre als Scherung ſpannen, und andere Baſtſchnüre, die auf ein kleines Hölzchen gewickelt ſind, als Einſchlag durchflechten.

Die Fäden der Scherung (chaine, Kette) ſtehen bei den Gobelins ſenkrecht neben einander. Sie ſind aus weißer Wolle, und der Einſchlag von gefärbter. Hinter dieſen Fäden ſitzt der Arbeiter, und hat eine Menge kleiner fingersdicker Hölzer, die etwa ſechs Zoll lang ſind, und an der einen Seite ſpitzig zulaufen. Auf dieſen ſind die Wollenfäden gewickelt, welche als Einſchlag dienen. Sie ſind von allen Farben und von allen Abſtufungen, die ſo nahe auf einander folgen, daß nur ein geübtes Auge ſie unterſcheiden kann.

Ungefähr in der Mitte der Scherung lauft der Kamm horizontal. Dieſer beſteht aus ziemlich ſtarken Bindfäden, in denen der Arbeiter mit den Fingern der linken Hand ſpielt, und an ihnen die Fäden aus der Reihe zieht, zwiſchen denen er ſein kleines Spülchen durchſtecken will. Dieſe Fäden, welche aus der Ebene der Scherung gezogen werden, bilden den ſogenannten Sprung der Weber. Der Arbeiter ſteckt dann ſeine Spule mit der rechten

Hand durch, und schlägt den Faden mit der Spitze des Spulhölzchens bei.

Diese Weberei hat Aehnlichkeit mit der indischen, wo die Maschine so wenig thut, und wo alles auf der Geschicklichkeit des Arbeiters beruht, der deswegen auch sein ganzes Leben hindurch wie eine Maschine nur eine Arbeit macht, um immer in der Uebung zu bleiben, und immer nur die Arbeit, wozu er von Jugend auf erzogen worden ist.

Bei unsern gewöhnlichen Webereien ist der Kamm doppelt, und jeder Faden der Scherung geht durch die obere und untere Kammlitze, damit, wenn die eine Reihe Fäden heraufgezogen wird, die andere kann heruntergezogen werden. Dieses ist bei den Gobelins nicht; ein Faden um den andern bleibt stehen, indeß die, welche dazwischen liegen, vorgezogen werden. Hierdurch unterscheiden sich die Gobelins von der Weberei des Wilden, der noch gar keinen Kamm kennt, und nicht den Vortheil, statt des mühseligen Flechtens eines Fadens um den andern durch Hülfe des Kamms die Fäden der Scherung in zwei verschiedene Hälften zu trennen, und so hundertmaliges Umflechten mit einem

einzelnen Durchschuß des Weberschiffchens zu machen. Der Name desjenigen, welcher zuerst den Kamm in die Weberei einführte, ist untergegangen, so wie auch der Name dessen, welcher die erste Schraube machte. Ihre Erfindungen waren für die menschliche Gesellschaft wichtiger, als die Entdeckung eines neuen Planeten; auch waren sie vielleicht schwieriger. Denn bei der Einführung des Kamms wurde die Weberei des Urmenschen umgekehrt. Der Faden, welcher vorher sich beweyte, wurde nun ruhend, und das, was vorher Einschlag war, mußte bei der neuen Flechterei Scherung werden. Unsere Schrauben erklären wir jetzt in der Mechanik ganz leicht aus der geneigten Ebene, die um eine Spindel gelegt wird. Aber diese sehr richtige Erklärung liegt der täglichen Erfahrung und dem noch nicht sehr entwickelten Menschenverstande eben nicht sehr nahe, und es ist nicht leicht zu erklären, wie der Mensch die erste Schraube erfand. Der Zufall konnte hiebei wenig thun, und der Schritt vom Keil bis zur Schraube war ungleich größer, als der von der Rolle bis zum Kammrade und zum Trilling.

Von dem Gemählde, welches auf den Gobelinsteppich soll gewirkt werden, hat der Arbeiter vorher mit geöltem Papier die Umrisse genommen. Diese befestigt er vor die weiße Scherung, und zeichnet sie mit schwarzer Kreide auf die Fäden. Durch dieses genaue Abkopiren der Umrisse kommt es, daß man nie Gobelinstapeten sieht, welche verzeichnet sind.

Bei der Arbeit steht das Gemählde, von dem er die Umrisse auf seiner Scherung hat, hinter ihm, und die kleine Stelle, die er bearbeitet, ist ihm zur Seite. Weil er täglich nur etwa sechs Quadratzoll fertig macht und weil er die kopirte Stelle beständig ansieht, so entgeht ihm natürlich keiner, auch noch so leise vom Mahler angedeuteter Zug. Zugleich hat er alle mögliche Abstufungen von Farben neben sich liegen, und die Umrisse der Zeichnung leiten ihn und machen ihn sicher in seiner Arbeit. Von jeder Abstufung von Farben hat der Weber ein Paket von 25 Unterabstufungen, bei denen Nr. 1 und 25. nicht sehr von einander verschieden sind, und wo also die dazwischen liegenden Farben kaum von einander zu unterscheiden sind. Man muß diese

Tapeten ganz in der Nähe untersuchen, wenn man die Stelle finden will, wo eine Farbe in die andere übergeht.

Unsere Weberei befaßt immer die ganze Breite des Stücks. Der Gobelinsweber arbeitet aber immer nur auf einer kleinen Stelle, und es können daher zwei und oft drei Arbeiter zugleich an derselben Tapete arbeiten, nur an verschiedenen Stellen. Das Beischlagen des Einschlages, was bei der gemeinen Weberei das Rohr thut, das thut der Gobelinsarbeiter mit der Spitze der Spule, und nachher schlägt er ihn mit einem Kamm von Elfenbein, der 28 Zähne hat, noch fester bei.

Wegen des beständigen Wechsels der Farben im Gemählde ist es selten, daß der Raum, wo er arbeitet, mehr als sechs oder acht Fäden der Scherung einnimmt. Sobald als die Farbe wechselt, bricht er den Faden ab, und sucht unter den andern Farbenspulen, die er in einem Korbe neben sich stehen hat, eine neue, die die Farbe des Gemähldes hat, und fängt mit dieser an zu wirken.

Die schwarzen Umrisse des Gemähldes stehen auf beiden Seiten der Scherung, und dieses erleich-

tert dem Arbeiter sehr sein Geschäft. Auf der verkehrten Seite, wo er arbeitet, sieht er die Umrisse, und auf der rechten, wenn er vor die senkrecht gespannte Tapete tritt, sieht er sie auch.

Ich sah einen Arbeiter, der gerade damit beschäftiget war, die Umrisse eines Gemähldes auf die Scherung zu kopiren. Die Zeichenkreide war flach und scharf geschnitten wie ein Flintenstein. Die flache Schneide hielt er immer scharf, und zahnte sie ein wenig mit dem Messer. Er zog dann Faden vor Faden etwas vor, und strich mit der Kreide über die Stelle, wo die Umrißlinie auf dem Papier herging. Da die Kreide kleine Zähne hatte, so drehte sie den Faden beim Darüberstreichen rund, und dieser erhielt nun auf dieser Stelle einen feinen schwarzen Ring. Da jeder Faden einen solchen Ring erhält, so müssen natürlich die Umrisse auf beiden Seiten der Scherung sich völlig gleich seyn.

Jetzt sind sechs verschiedene Teppiche in der Arbeit. Der erste ist das Fest der Ceres, gemahlt von Collat. Der Arbeiter heißt Noyal, und hat schon vier und dreißig Jahre in der Fabrik gearbeitet.

Der zweite Teppich ist erst angefangen, und wird, nach dem wenigen zu urheilen, was fertig ist, von einer großen Vollendung werden. Es ist Cornelia, die Mutter der Gracchen, gemahlt von Suive. Der Künstler, der es in Wolle mahlt, heißt Claude, und soll der geschickteste unter allen seyn.

Der dritte stellt la courage des femmes dar, gemahlt von Barbier 1787. Der vierte, Apoll auf dem Parnaß, gemahlt von Karl Lorrin nach Raphael. Die fünfte Tapete ist ein Gemählde von Barthelemy, und die sechste das Feuer der Vesta von Suive. Die Gemählde sind zum Theil aufgewickelt, und man bekommt nur die Parthien zu sehen, an denen gerade gearbeitet wird. Auf dem Saale ist der sterbende Leonardo d'Avinci aufgestellt, zu dessen Haupte sein königlicher Freund Franz I steht, der ihn noch vor seinem Ende besucht. Dieses schöne Gemählde soll jetzt zunächst in Arbeit genommen werden.

Sie wissen, daß Gilles Gobelin der Stifter dieser Manufaktur, ein berühmter Färber in

Wolle von Rheims war. Er baute sich unter Franz I an dem Bache Bievre bei Paris eine Manufaktur von Teppichen. Der große Colbert, der alle Arten von Manufakturen in Frankreich zu befördern suchte, machte diese um's Jahr 1668 zu einer königlichen Anstalt, und setzte den ersten Mahler des Königs, Le Brun, zum Direktor an. Wenn man dieses weiß, so begreift man, warum sich unter den Gobelinstapeten so sehr viele Gemählde von Le Brun finden.

Die hohen Preise und die Langsamkeit der Arbeit machten es indeß unmöglich, daß diese Manufaktur in kaufmännischer Hinsicht von Wichtigkeit hätte werden können. Die Regierung sah sie aber als den Staat ehrend an, und unterhielt sie für dessen Rechnung. Sie ließ junge Künstler anziehen, und pensionirte die Alten. Die Tapeten dienten, die königlichen Palläste zu verzieren, oder wurden zu Geschenken an auswärtige Höfe verwandt, wie zum Beispiel die, welche unter Ludwig XV für den Pabst gemacht wurden, und die wir vor zwei Jahren in Hamburg sahen. (Nachdem die

französischen Commissäre sie in Rom wieder geholt und an einen Frankfurter Kaufmann verhandelt hatten, gingen sie in mehreren Städten Deutschlands herum, wo man sie für Geld sehen ließ).

Jetzt scheint die Regierung diese Manufaktur noch aus demselben Gesichtspunkte anzusehen; wenigstens sah ich hier einen kleinen Jungen von dreizehn Jahren, der zugelernt wurde, und in ein Band die Worte: Napoleon, l'Empereur de France, webte. Es sind jetzt 61 Arbeiter hier. Herr Guillaumot ist Direktor, und Herr Belle Zeichenmeister. Der beste Arbeiter bekommt jährlich nur 1200 Livres. Rechnet man im Durchschnitt auf jeden 800 Livres, so würde diese Manufaktur dem Gouvernement jährlich 50,000 Frk. kosten, ohne die Unterhaltung der Gebäude und den Ankauf der Wolle und Farbenmaterialien.

Die größte Stärke der Gobelins liegt in der Schönheit und Kraft der Farben. Man sieht dieses besonders in den Gemählden, wo der Schauplatz zwischen den Wendekreisen liegt. Das saftige Grün der Palmen, die glänzende Farbe der Papageyen, die brennend rothen Federgürtel der Wilden,

und überhaupt die Pracht des Orients — drücken die Gobelins stärker und lebhafter aus, als die Gemählde in Oel. Im ersten Zimmer der Galerie hängt ein solches Gemählde, das erst seit einigen Monaten fertig ist, und in welchem die Farben noch ihre ganze üppige Stärke haben.

So dauerhaft die Farben auch sind, so verlieren sie doch immer mit der Zeit. Man sah dieses an den römischen Tapeten und an einigen hier in der Galerie, und besonders an der großen Tapete, welche im Dom der Invaliden Türennes Grabmahl gegenüber hängt, und vor etwa achtzig oder hundert Jahren gemacht wurde.

Die Galerie der Gobelins hängt in vier Sälen, und besteht aus etwa zwanzig Teppichen, unter denen aber keine so schön sind, als die aus Rom. Ein allerliebstes kleines Fruchtstück, das ich das vorigemal noch hier sah, war jetzt weg, vermuthlich nach Malmaison.

Bei all der Schönheit, die man diesen Tapeten durch den großen Aufwand von Zeit, Geduld und Talent gibt, bleiben sie doch immer hinter dem Gemählde zurück, und können sich nie zu eigentli-

chen Kunstwerken erheben. Sie sind immer nur Copien, und bei aller Geschicklichkeit kann der Künstler doch nur mechanisch arbeiten. Er kann, wenn das Ganze fertig ist, nichts mehr ändern, und kann nicht, wie der Mahler, noch einen Zug hinzuthun oder wegwischen. Dieses sind Hindernisse, die in der Natur der Sache liegen, und nie zu ändern sind; und wenn man dieses bedenkt, so muß man sich wundern, daß die Künstler es bei diesen Hindernissen noch so weit gebracht haben. Vielleicht würden wenige von unsern Mahlern im Stande seyn, ein Gemählde so stückweise zu copiren, als es bei den Gobelins der Arbeiter thun muß.

Ob es wünschenswerth ist, daß das Gouvernement eine Manufaktur, die weder für die Kunst, noch für das bürgerliche Leben arbeitet, mit einem jährlichen Aufwande von 50,000 Livres unterhält? Dasselbe Gouvernement bezahlt jährlich 600,000 Franken an die große Oper, um den Parisern Freude zu machen, warum soll es denn nicht den zehnten Theil dieser Summe anwenden, um diese Teppichwirkerei zu unterhalten, die auch manchem Men-

schen Freude macht, der sie sieht und die Vollendung bewundert, die menschliche Arbeiten erreichen können, wenn sie mit einer anhaltenden Thätigkeit ein ganzes Jahrhundert hindurch kultivirt werden.

Das Gebäude war während der Revolution schlecht unterhalten; jetzt bessert es das Gouvernement wieder aus, und man sieht auch hier mit Vergnügen die Folgen einer festen Regierung. Durch die Vergrößerungen von Paris ist endlich die Gobelinsmanufaktur in die Vorstadt St. Markus und in die Ringmauern gekommen. Der Bach, an dem sie liegt, hat seinen ersten Namen Bievre verloren, und heißt jetzt la rivière de Gobelin.

Man hat bekanntlich zweierlei Gobelinstapeten, deren die eine haute lisse, und die andere basse lisse heißt. Jene ist diejenige, die ich Ihnen eben beschrieben habe, und bei ihr steht die Kette senkrecht. Bei der basse lisse steht sie, wie bei der gewöhnlichen Weberei, horizontal — Diese liefert weniger schöne Stücke. Ich habe es versäumt, nach dieser in der Manufaktur zu fragen; und da mich der Aufseher nicht hingeführt hat, so zweifle ich fast, ob jetzt basse lisse gemacht wird.

Paris hat noch eine andere Manufaktur, die viele Aehnlichkeit mit den Gobelins hat, nämlich die Fußteppich-Manufaktur in Chaillot, welche auch für Rechnung der Regierung getrieben wird, und unter dem Namen la Savonnerie bekannt ist. Sie liegt ganz am andern Ende der Stadt, am Wege nach St. Cloud, ungefähr zwei Stunden von der Gobelins-Manufaktur.

Die persischen Fußteppiche, die hier gemacht werden, sind sehr kostbar; eine Quadratelle kostet über 150 Rthlr., und an einem ganzen Teppich arbeiten drei Arbeiter ungefähr sechs Jahre. Die Fäden der Scherung stehen senkrecht, wie bei den Gobelins; aber der Arbeiter hat die Zeichnung über sich, und sitzt an der rechten Seite vor dem Teppich. Er wirkt, so wie die Sammetweber, Nadeln mit hinein, die von der Dicke eines Strohhalms sind. An einem Ende sind sie flach und scharf; zieht er sie heraus, so schneiden sie die Fäden des Einschlages auf, und machen Plüsch, der nachher mit einer Scheere gleichgeschoren wird. Die Teppiche sind sehr dick und wollig, und zeichnen sich, so wie die Gobelins, durch vorzüglich schöne Farben

aus. Man sieht hier mehrere Portraits, als von Kaiser Joseph, von Maria Theresia und andern, die diese Arbeiter den Gobelins nachgewirkt haben; aber sie sind steif und mißlungen. Außer der Schwierigkeit, in diesem rauhen Plüsch so fein zu arbeiten, als in den glatten Gobelins, ist noch eine zweyte da. Der Arbeiter sieht nicht eher, was er gemacht hat, bis es aufgeschnitten ist. So lange die Nadeln noch darin, und die Maschen geschlossen sind, kann er nicht bestimmt sehen, was die Stelle, wo er arbeitet, nachher im aufgeschnittenen Plüsch zeigen wird.

Das Fabrikgebäude ist nicht zum besten unterhalten, und die Regierung scheint dieser Manufaktur keine sehr große Aufmerksamkeit zu schenken. Obschon in ihr die besten Arbeiter nur mit drei Livres bezahlt werden, so ist diese Anstalt doch auch in Zubuße; denn bei allem Luxus der Reichen sind immer doch nur wenige, welche Lust haben, 10- oder 12,000 Rthlr. an einen Fußteppich zu legen.

Vier und zwanzigster Brief.

Paris.

Meine Streifereien in Paris werden jetzt kleine Reisen. Von der Savonnerie bis nach der Spiegelfabrik in der rue de Revilly, in der Vorstadt St. Antoine, sind ungefähr zwei Stunden.

Diese Spiegelfabrik wird seit ungefähr achtzig Jahren durch sehr reiche Aktionärs betrieben, und ist wohl eine der größten in Europa. Doch werden die Spiegel hier bloß geschliffen und belegt, da die Gießerei zu St. Gobin in der Pikardie ist. Alle Spiegel, die nicht größer, als 34 Zoll sind, werden geblasen; dieses geschieht auf der Glashütte, welche die Gesellschaft zu Cherbourg in der Norman-

die hat. In Paris arbeiten auf dieser Fabrik 400 Menschen. Das Schleifen geschieht aus freier Hand; eben so das Poliren, welches auf einigen deutschen Hütten mit Wassermaschinen geschieht. Ich fand in den Magazinen einen großen Vorrath von Spiegelgläsern, die aber alle nicht foliirt sind. Die größte Platte maß 113 Zoll Höhe und 62 Zoll Breite. Diese kostete nach dem Tarif 6035 Franken ohne das Foliiren, für welches die Fabrik noch 15 Procent rechnet. Die kleineren Spiegelhändler thun es für 10 bis 11 Procent. Die Administration scheint den Preis um einige Procente höher gesetzt zu haben, damit die kleinern Spiegelfabrikanten, die von ihnen die Gläser nehmen, auch Arbeit und Verdienst haben, welche sonst natürlich gegen eine so große Fabrik nicht Preis halten könnten.

Die Spiegel von 92 Zoll Höhe und 72 Zoll Breite scheinen in diesem Lande der Spiegel ein ziemlich gangbarer Artikel zu seyn; wenigstens schließe ich dieses aus der Anzahl, welche ich hier davon sah. Ein solcher Spiegel kostet 4740 Franken. Die größten Spiegel, welche nach dem Tarif hier gemacht werden, sind 10 Fuß hoch und

6¼ Fuß breit. Sie kosten 12879 Franken. Sind sie nur 6 Fuß breit, so kosten sie bei gleicher Höhe nur 10990 Franken. Eine Spiegelplatte von 8 Fuß Höhe und 5 Fuß Breite kostet 3500 Franken. Eine von 7 Fuß Höhe und 4 Fuß Breite nur 1640, und eine von 6 Fuß Höhe und 3 Fuß Breite nur 777 Franken.

Von der Spiegelmanufaktur ging ich zum Bürger Rejon, dem berühmten Dreher, der hier in der rue basfroi wohnt. Dieser empfing mich sehr artig, als ich ihm sagte, daß ich Paris nicht hätte verlassen können, ohne seine persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben. Er zeigte mir gleich, indem er sagte: Mons. je ne suis pas un tourneur ordinaire, seine papierene Kalanderwalzen, die bekanntlich zum Glätten der Zeuge gebraucht werden. Sie bestehen aus runden Papierscheiben, durch welche eine eiserne Achse geht. An beiden Enden liegen eiserne Teller, welche die Blätter zusammenpressen. Das Zusammenpressen der Blätter ist so stark, daß 144 Papierblätter auf die Dicke einer pariser Linie gehen. Wenn das Papier durch Maschinen so hart zusammengepreßt ist, daß es nicht

weiter geht: so werden die Walzen abgedrechselt, welche, da man Papier von allerhand Farben nimmt, rund gehende Streifen haben. Rejon macht solche papierene Walzen, welche 100 Louisd'or kosten. Sie haben 2 Fuß Durchmesser, 5 Fuß Länge, und wiegen 2500 Pfund.

Je ne suis pas un tourneur ordinaire, wiederholte er mir, indem er mir einige recht artige Maschinen zeigte, worunter auch eine Fournirsäge war, mit der er so schöne Zirkel ausschneiden konnte, als wenn sie gedreht wären, und so, daß man keinen Sägefaden sah.

Ueberhaupt haben in großen Städten die Handwerker manches Geräthe und manchen Kunstgriff, durch die sie sich ihre Arbeit sehr erleichtern. Wäre dieses nicht, so könnten sie bei der Theurung der Lebensmittel nie gegen kleinere Orte Preis halten. So haben z. B. die Maurer hier eine sehr einfache Einrichtung, um Häuser von drei oder vier Etagen auswendig abzukratzen, und wieder weiß zu machen. Ein Gerüste zu machen geht nicht, theils wegen der Enge der Straßen, theils wegen der Kostbarkeit der Anstalt. Jetzt lassen sie oben ein starkes

Seil herunter, in dem in der Entfernung von zwei zu zwei Fuß ein Knoten ist. An den Beinen haben sie Steigbügel von Schnüren mit Haken daran. Vermöge dieser einfachen Einrichtung klettern sie schnell am Hause hinauf und herunter, indem sie wechselweise den Haken vom rechten und linken Beine an den Knoten hinauf oder herunter krempen.

Eben so haben die Holzschneider, welche das Brennholz auf den Straßen klein machen, eine Art, ihre Säge zu schärfen, wobei sie doppelt so viel schneiden können, als gewöhnlich. Unsere Sägen sprengen die Holzfasern durch Dehnung, indem die Schneide des Zahns eine Faser im Schnitte faßt, und sie reisst, bis sie springt. Bei den Sägen der Pariser Holzschneider steht die Schneide des Zahns unter einem Winkel von 45 Grad, so daß sie nach aussen spitz beiläuft. Diese Spitze schneidet nun die Holzfaser jedesmal ab, und der mittlere flache Theil des Zahns nimmt sie mit als Sägemehl aus dem Schnitte. Weil hiebei die Holzfaser nicht bloß ressit, sondern abgeschnitten wird: so säget sich leichter und schneller, besonders in den langfaserigten weichen Holzarten, wie Erlen und Ulmen,

welche hier allgemein zum Brennholz gebraucht werden. Wenn wir dieses runde Knüppelholz schneiden, so muß die Säge sehr weit stehen, damit sie sich nicht klemme, und muß also in demselben Grade mehr Holzfasern zerreissen. Hingegen der Pariser Holzschneider hat seine Säge enge stehen, ohne daß sie sich klemmt, weil er einen glatten Schnitt macht, in dem alle Holzfasern abgeschnitten werden und rein herauskommen. Es ist ein Vergnügen, dem raschen Holzschneiden hier auf den Straßen zuzusehen, und alle Schnitte sind so glatt, als wenn sie gehobelt wären. Die Säge von Rejon hatte dieselbe Einrichtung.

Zu den merkwürdigen Dreharbeiten, welche mir Herr Rejon zeigte, gehören noch folgende: Drei hohle Kugeln, welche en chaine in einander steckten, so wie die Taf. 10. gezeichneten zwei; eine excentrische Treppe in einer Kugel; zwei Kugeln in einander, in denen noch zwei andere en chaine waren; eine hohl gedrehte Schraube, so daß nur noch der blosse Gang stand, und endlich eine doppelte Kette von 17 Gliedern. Wie diese gemacht sey, sagte Rejon nicht, und ich sah auch nicht

die Drehbank, auf der sie gemacht war. Eine Kette zu drehen, ist der Natur der Sache nach eben so unmöglich, als daß zwei excentrische Kreise, die durch einander gehen, sich nicht schneiden sollten. Ich glaube, daß Rejon die Glieder der Kette nach Bildhauer Weise mit dem Meissel sticht, und sie dann, wenn alle los sind, abdreht. Er muß eine Vorrichtung auf seiner Drehbank haben, wo der Ring, welcher gedreht wird, zwischen drei Röllchen läuft, wovon eins die Spindel dreht. Die beiden andern Ringe, welche in diesen fassen, können dann frei herabhängen. Auf diese Weise kann die eine, welche zwischen den Röllchen ist, frei herumlaufen, und durch die andern durchgehen, und so gedreht werden.

Von Medaillendreherei sah ich bei Rejon nichts; auch liegen keine von Barreau im conservatoire des arts. Da diese die höchste Stufe der Dreherkunst ist, so fiel es mir auf, hier nichts davon zu finden, und ich freute mich, daß wir in unserem kleinen Vaterlande jemand haben, der Medaillen zu drehen versteht, (Herr

Mallet zu Mülheim am Rhein). Herr Rejon hat eine Tochter, die auch sehr hübsch dreht. Er zeigte mir eine sechs Zoll lange, äusserst feine Spitze von ihr, die sie mit vielen Verzierungen gedreht hatte, und die nicht dicker war, als eine Nähnadel. Sie muß hiebei Dreheisen so scharf wie ein Scheermesser gebraucht haben, weil alles so sehr rein und glatt geschnitten war. — Die Mademoiselle war sehr erbaut über den fremden Besuch, und so oft sie, oui, Monsieur! sagte, machte sie einen Knix. In den Vorstädten haben die Leute schon ganz andere Sitten, als in dem Mittelpunkte der Stadt.

Bei meiner Rückreise aus der Faurburg St. Antoine nach der Faurburg St. Germain besuchte ich im Vorbeigange die Bibliothek des Arsenals, welche aus 180,000 Bänden besteht, die sehr gut aufgestellt sind. Neben an sind zwei Kabinete, wo der große Sülly arbeitete. Hier sind noch über den Kaminen die ersten Spiegel, welche aus Venedig nach Frankreich kamen. Sie sind gut geschliffen und polirt, nur sind die Facetten unvollkommen geworden.

Fünf und zwanzigster Brief.

Paris den 24sten Aug.

Ich bin gestern zum letztenmal mit Lenoir nach der Sternwarte gefahren, um meine Toise mit der berühmten Toise von Peru vergleichen zu lassen. Da die Toise, welche Bouguer bei der Gradmessung gebrauchte, die auf Befehl des Königs im Jahr 1740 unterm Aequator gemacht wurde, um die Abplattung der Erde zu bestimmen, das eigentliche Grundmaß aller Astronomen von Europa ist: so wollte ich die Gelegenheit nicht versäumen, mir eine treue Copie davon hier zu verschaffen, und diese heimkehrend in mein Vaterland zurückzubringen.

Der Künstler Lenoir ist Mechaniker bei der Marine, und wohnt nebst Bertoud, der die besten Seeuhren macht, in dem großen Gebäude, in dem das Depot der Seecharten ist. Er hat mit Borda die genauen Versuche über die Pendellänge von Paris angestellt und die Maßstäbe von Platina gemacht, welche als Originale beim Gesetzgebungskorps und im Büreau der Meereslänge niedergelegt wurden. Er hatte die Gefälligkeit, mir für 150 Franken eine Toise, so wie die Peruer, zu machen, die wir dann gestern mit einander verglichen.

Die Maschine, auf der die Maßstäbe mit einander verglichen werden (le Comparateur), war bei Lenoir im Hause. Lenoir und ich wünschten, daß das Büreau für die Meereslänge, unter dem jetzt alle Sternwarten mit ihren Instrumenten und Maßen stehen, die Toise von Peru, welche Lenoir vormals zwei Jahre im Hause hatte, diesen auf einige Stunden wieder anvertrauen möge, um die meinige damit vergleichen zu können. Dieses fand indeß Schwierigkeiten, und wir mußten uns entschließen, den Comparateur nach der Sternwarte fahren zu lassen.

Um 9 Uhr kamen wir nach der Sternwarte, wo der Astronom Bouvard, Mitglied des Büreau für die Meereslänge, die Gefälligkeit hatte, uns die Toise von Peru aus dem Versammlungssaale der Commissäre, wo die Maße niedergelegt sind, zu holen.

Die Toise von Peru ist ein 6 Fuß langer Eisenstab, der 1 $\frac{1}{2}$ Zoll breit und $\frac{1}{4}$ Zoll dick ist, und gar nichts vom Roste gelitten hat. Auf dem hölzernen Futteral, in dem sie liegt, ist eine Messingplatte, auf der folgendes gestochen ist:

Toise de Péru de l'Académie qui a servi à mesurer la grandeur du dégré sous l'équateur, et sur laquelle ont été les toises qui ont été envoyées par ordre du roi dans les principales villes du royaume.

Diese merkwürdige Eisenstange, die einst in den Händen von Bouguer und Condamine lag, und die über eins der wichtigsten Probleme entschied, hat etwas ehrwürdiges, wenn man an ihre Geschichte denkt, und ich faßte sie mit einem kleinen Schauder an, als ich sie auf die meinige legte.

Die Vergleichung geschah im Vestibulo der Sternwarte. Ein Thermometer von Mossy stand auf 14 Grad Reaumür.

Wechselweise wurde meine Toise und die von Peru auf den Comparateur gebracht, und das Resultat von 14 Bestimmungen war folgendes:

Die Peruer Toise.	Die meinige.
284, 62 Zch.	284, 62 Zch.
64 Bouvard.	63 Bouvard.
64 Zch.	60 Zch.
61 Bouvard.	63 Bouvard.
62 Zch.	60 Zch.
Mittel 620 Toise von Peru.	60 Bouvard.
Mittel 613 die meinige.	61 Zch.
Unterschied 13	62 Zch.
	61 Bouvard.
	Mittel 613

Der Unterschied betrug demnach 1 Milliontheil und 3 Zehnmilliontheile der Toise, um die die meinige größer ist. Die Toise lag nämlich bei der Vergleichung auf der linken Seite; die Zahlen auf dem Comparateur laufen aber von der rechten zur linken, und der größeren Toise gehören daher die

kleineren Zahlen zu. Der Comparateur ist ein tannener Balken von 14 Fuß Länge, 6 Zoll Höhe und 3 Zoll Breite, über den eine Messingstange liegt, die 14 Fuß lang, einen halben Zoll dick und anderthalb Zoll breit ist. Auf diese werden die Maßstäbe gelegt, welche verglichen werden sollen. Die Messingstange hat nämlich eine feine Eintheilung, und mit einem Vernier wird abgelesen, wie groß der zu vergleichende Maßstab ist. Die Eintheilung auf dem Comparateur gibt unmittelbar Zehntausendtheile der Toise; der Vernier gibt Hunderttausendtheile, und die Milliontheile werden mit dem Mikroscope geschätzt. Bei allen Vergleichungen war die Verschiedenheit nur höchstens 3 Milliontheile der Toise. Auf diese Weise lassen sich die Maßstäbe auf eine außerordentlich scharfe Weise mit einander vergleichen. Die 3 Zehnmilliontheile der Toise, um welche die meinige größer ist, als die Peruer, beträgt etwa $\frac{1}{1000}$ Linie, und bei einer Standlinie von 5 Stunden würde der Unterschied, wenn man ihn nicht mit in Rechnung nähme, noch nicht einmal einen Zoll betragen. Da die beiden Toisen vierzehnmal mit einander verglichen wurden, so be-

trägt die ganze Ungewißheit, die noch in der Länge der meinigen Statt findet, auf die Stunde nur ungefähr eine Linie.

Einen großen Beweis von der Genauigkeit, welche Lenoir hat, um die Maßstäbe mit einander zu vergleichen, gab er heute bei meiner Toise. Diese hatte er nach der seinigen gemacht. Die seinige war nach der Toise gemacht, die Herr Prony hat, und diese war nach der Toise von Peru abgeglichen. Die meinige stammte also im dritten Gliede von der Peruer ab, und doch wich sie nur um $\frac{1}{1000}$ Linie von dieser ab, als sie unmittelbar mit ihr verglichen wurde.

Lenoir verglich nun noch einen Meter von Messing, der für's Ausland bestimmt war, mit dem eisernen Meter der Sternwarte bei einer Temperatur von 14 Grad. Diese Vergleichung hätte eigentlich, wenn man dem Gesetze über die Maße genügen wollte, bei der Temperatur von Null geschehen müssen, weil nur dann die Meter von Platina, Eisen und Messing gleiche Länge haben, und sie bei der Temperatur von 14 Grad ungleich seyn müssen, wenn sie richtig sind. Aber es ist beinahe

unmöglich, die Meters auf dem Gefrierpunkte mit einander zu vergleichen, wenn nämlich nicht gerade die umgebende Luft diese Temperatur hat. Denn im schmelzenden Eise können sie unmöglich liegen, wenn sie auf dem Comparateur sollen verglichen werden.

Es war sehr thöricht, daß die französischen Mathematiker den Normalpunkt der Temperatur für den Meter nicht für mittlere Wärmegrade setzten, in denen man gewöhnlich Versuche macht und Maßstäbe vergleicht, sondern auf Null festsetzte, das heißt für eine Temperatur, in der Niemand arbeitet. Jetzt muß man bei jedem Versuche, den man in der mittleren Temperatur macht, noch bemerken, ob man einen messingenen oder eisernen Meter gebraucht hat: denn beide sind bei 14 Grad nicht gleich lang. Und dadurch, daß sich die Künstler beim Abgleichen nicht an das Gesetz vom Nullpunkte binden, ist eine solche Ungewißheit in die Länge des Meters gekommen, daß man nicht einmal weiß, wie lang er ist, weil nur auf dem Nullpunkte die Meters von verschiedenen Metallen gleich und bei jeder andern Temperatur ungleich sind.

Sie wissen doch die Ursache von diesem Verfahren, welches das ganze neuere Maßsystem der Franzosen wieder so schwankend gemacht hat, daß man es bei genauen Versuchen nicht gebrauchen kann. Als im Laufe der Revolution die allgemeinen Maße dekretirt wurden, so beschloß man zugleich den Meridian von Paris auf's neue zu messen, um den Meter recht genau zu bestimmen. Man hatte indeß nicht die Geduld, die genaue Messung abzuwarten, sondern bestimmte gleich einen métre provisoire, der vom wahren Meter nur 4 oder 5 Hunderttheile der Linie abweichen sollte. Allein, als die Messung geendiget war, fand sich, daß der provisorische Meter um 19 Hunderttheile vom wahren Meter abwich. Man hätte nun alle die Metres, welche man in den sechs Jahren gemacht hatte, kassiren müssen, allein dieses wollte man nicht; und da der vorläufige Meter zu lang war, so bestimmte man, daß er auf den Eispunkt sollte gebracht werden. Hiedurch wurde er um 13 Hunderttheile kürzer, und er wich nur noch um 6 Hunderttheile der Linie vom wahren Meter ab, der auch auf dem Eispunkte war. Eigentlich hätte man ihn 8 Grad unter Null

bringen müssen, um ihn dem definitiven völlig gleich zu machen, wenn dieser auf dem Gefrierpunkte ist.

Durch diese Akkommodationen gegen den provisorischen Meter ist man endlich dahin gekommen, daß die Größe des Meters so schwankend geworden ist, daß man seine wahre Größe nicht weiß, weil man nie sicher ist, daß der Künstler ihn mit einem Meter von gleichem Metall verglichen hat, oder daß er, wenn die Metalle ungleich waren, beide auf den Nullpunkt brachte, ehe er sie verglich.

Aus dem neuen Maßsysteme ist überhaupt das nicht geworden, was man davon erwartete. Es war zu viel Schein und Prunk dabei, zum Theil auch zu viel Uebereilung, und dann scheint auch nicht die gehörige Harmonie unter den dabei thätigen Gelehrten gewesen zu seyn. Für solche große Unternehmungen scheint man in Frankreich nicht Ruhe und Beharrlichkeit genug zu haben; und was eine Hauptsache ist, in Paris pflegt oft mit einem außerordentlichen Aufwande von Geld und Parliren sehr wenig Reelles in einer Sache zu geschehen. Der Fuß zum 22füßigen Fernrohr, über den ein paar Jahre hindurch immer gesprochen wurde, hat 60,000

Franken gekostet, und ist immer noch nicht fertig. An den neuen Decimaltafeln rechnete Prony nebst dreizehn Rechnern mehrere Jahre, ohne sie zu vollenden, indeß zwei Rechner in Berlin, Prof. Ideler und Hobert, sie in zwei Jahren berechneten, den Druck besorgten, und völlig vollendeten In Deutschland hatte man daher früher Tafeln nach dem neuen System, als in Paris. Von den Pariser Decimaltafeln sind erst 300 Seiten gedruckt, 200 müssen noch gedruckt werden. Jetzt liegt die Sache still. Man hatte sehr prächtig mit Stereotypen angefangen, und da fehlt es nun an Fonds, den Druck fortzusetzen.

Mit der Einführung der neuen Maße ist man hier noch nicht so weit, als man im Auslande glaubt. Man würde weiter damit seyn, wenn die Kosten der Verfertigung und Vertheilung der Maße die Regierung übernommen und die Summen dazu mit den andern Abgaben von den Bürgern erhoben hätte. Die Menschen sind aus Bequemlichkeit wider jede Neuerung und Veränderung der Maße und der Gesangbücher; und sollen sie nun noch obendrein einige Groschen dafür ausgeben: so schreien

sie noch mehr. Diese Groschen kann man ihnen schenken, und auf eine andere Weise von ihnen nehmen, bei der sie nicht schreien, weil sie bei ihr keine Willkühr haben, und ihrer gewohnt sind. Aber in Frankreich mußte nicht allein jeder sein Maß bezahlen, sondern die Regierung hatte auch nicht einmal dafür gesorgt, daß sie vorzüglich wohlfeil waren. Bald wurde die Sache gar Entreprise, und die Personen, welche dabei angestellt waren, suchten auf die neuen Maße und Gewichte zu verdienen, und das Publikum, das gezwungen war, sie zu kaufen, und das die neuen Maße schon wegen ihrer unverständlichen Namen nicht leiden konnte, war natürlich nicht gut auf sie zu sprechen. Das Einführen allgemeiner Maße hat immer seine Schwierigkeiten; aber unmöglich ist es nicht, nur muß es anders angefangen werden, als in Frankreich. Denn die Wohlthätigkeit gleichförmiger Maße fühlt jeder, auch selbst der nicht sehr gebildete Mensch, und die Regierung kann sicher auf den Dank des Volkes rechnen, wenn sie ihm diese Wohlthat erzeigt. Wenn das Volk sieht, daß hiebei keine Finanzspeculation ist, sondern daß ein großer Theil

der Maße unentgeltlich vertheilt wird, und daß bei den übrigen gesorgt wird, daß sie so wohlfeil werden, in so weit es nur immer mit der Genauigkeit bestehen kann.

Die neue Zeiteintheilung ist bei den Astronomen nicht einmal eingeführt, und beim Publikum gar nicht. An den Tuillerien ist zwar eine Uhr von zehn Stunden, aber Niemand sieht darnach. Die Uhr im Saal des Gesetzgebungskorps hat die alte Eintheilung. Eben so die Uhr am Mittagsfernrohre der Nationalsternwarte, und die auf der Kriegsschule am Mauerquadranten. Nur die Uhr am Quadranten der Nationalsternwarte hat Decimalzeit.

Das Memoire über den Meter, welches das Büreau für die Meereslänge publiciren wird, ist fertig und gedruckt, wird aber nicht eher ausgegeben, bis Mechain aus Spanien kommt, und die Gradmessung bis auf die balearischen Inseln fortgesetzt hat. (Mechain hat leider diese Messung nicht vollendet. Er wurde, als er nach Spanien kam, vom gelben Fieber weggerafft. Sein Tod ist ein unersetzlicher Verlust für die französische

Astronomie). Durch die neue Gradmessung in Lappland, wodurch die Abplattung der Erde von $\frac{1}{3\,1\,4}$ auf $\frac{1}{3\,0\,5}$ bestimmt wurde, wird der Meter seine Länge wieder um etwas verändern.

Als wir nach der Sternwarte fuhren, erzählte mir Lenoir vieles vom verstorbenen Borda und seinen Wiederholungskreisen. Er versicherte, daß Borda weiter keine Veränderung an ihnen angebracht, als daß er den kleinen Spiegel auf den Rand gesetzt, so daß man rechts und links den Winkel nehmen könne. Die Erfindung mit den zwei Fernröhren, wo eins über das andere unter dem Kreise sich bewegt, sey nicht von Borda, sondern von ihm Lenoir. Ob dieses sich so verhält, das können wohl nur die pariser Astronomen näher untersuchen und entscheiden. Von sehr großer Wichtigkeit wird es übrigens nicht seyn, da bekanntlich weder Lenoir, noch Borda die Erfinder der Wiederholungskreise sind, sondern der große Tobias Meyer in Göttingen, aus dessen Beschreibung des Spiegelkreises, welche vor seinen Mondtafeln steht, Borda sie zuerst kennen lernte. Und die Wiederholungskreise mit einem Fernrohr hat Meyer schon

früher in den Gedenkschriften der Göttinger Akademie beschrieben.

Borda hatte in seiner Werkstatt mehrere fertige Wiederholungskreise von 10, 12, 14 und 16 Zoll Durchmesser stehen. Die letzteren kosten 100 Louisd'or. Aber alle waren nicht so sauber gearbeitet, und hatten nicht die feine Eintheilung, welche die englischen Instrumente haben. Bei einem Kreise von 12 Zoll Durchmesser sah ich ihn nur bis auf eine halbe Minute im Vernier theilen. Ich bemerkte ihm, daß ich einen Spiegelsextanten von Troughton in London erhalten, der nur 5 Zoll Radius habe, und doch von 10 zu 10 Sekunden eintheile. C'est bien fort, sagte er mit einer sehr ungläubigen Miene.

Ich sah bei ihm die Magnetnadeln, welche Baudin bei seiner Reise um die Welt hatte, und die jetzt, da sie beschädigt waren, Lenoir zur Ausbesserung erhalten hatte. Die Nadel war 8 Zoll lang, ellyptisch, und in der Mitte $\frac{3}{4}$ Zoll breit. Auf dem Agathütchen lag sie los, und konnte umgelegt werden, so daß die untere Seite oben kam. Ueber die Mitte war auf jeder Seite eine Linie ge-

zogen, welche den magnetischen Meridian vorstellte. Wenn diese Linie auch nicht der magnetische Meridian war, so wurde doch der Fehler, der hieraus entstand, durch das Umlegen der Nadel aufgehoben; denn um so viel die untere Seite die Abweichung der Nadel zu groß angab, um so viel gab sie die obere zu klein an, und das Mittel aus beiden war die wahre. Das ganze Gehäuse der Nadel, so wie der Rand, war von rothem Kupfer, weil dieses gar keine Anziehung gegen das Eisen hat.

Nachher besuchte ich den berühmten Uhrmacher Louis Bertoud, den Vetter von Ferdinand Bertoud, der so viel über die Uhren geschrieben hat. Vetter und Onkel stehen jetzt gar nicht gut zusammen, und sehen sich selten oder nie. Bertoud wohnt, da er Uhrmacher für die Marine ist, mit Lenoir im Depot des Cartes marines. Ich sah bei ihm mehrere Seeuhren von 60 bis 100 und 110 Louisd'or. Bertoud ist prächtig meublirt, lebt auf einen gewissen Fuß, und ist im Sommer selten in der Stadt, weil er dann auf seinem Landgute wohnt. Er ist ein etwas stiller Mann, und die Unterhaltung führt größtentheils seine Frau. —

Seine Seeuhren gehen sehr gut, und erhielten zweimal den Preis, welchen das Bureau des longitudes für die beste Seeuhr ausgesetzt hatte.

Ferdinand Bertoud, der Onkel, ist alt, und wird nicht lange mehr leben. Manche Erfindungen, die er für die seinigen ausgab, sollen von Leroi seyn, welcher in Frankreich die ersten guten Seeuhren machte, aber viel Unglück und Widerwärtigkeit hatte, und schon längst todt ist. Sobald Bertoud todt ist, werden diese von denen hervorgesucht werden, die es jetzt scheuen zu thun. Ich habe bemerkt, daß die Gelehrten hier auf einem sehr vorsichtigen Fuße mit einander stehen, und einander sehr viel Aufmerksamkeit bezeigen. Sie haben einen Anstrich von den Hofleuten, die auch immer äusserlich gut mit einander zu stehen suchen, und von denen es keiner gern mit dem andern verdirbt. Sind sie aber einmal mit einander in Feindschaft gerathen, dann ist diese auch um so gehässiger und rachsüchtiger.

Unter den Optikern ist Lerebourgh jetzt der berühmteste. Er hat ein Fernrohr für des Kaisers Tour d'ordre zu Boulogne verfertigt, wo-

für er 1000 Rth'r. erhielt. Er war 8 Fuß lang, hatte 4½ Zoll Oeffnung und ein doppeltes Objektiv. Bouvard, der es auf der Sternwarte versucht hatte, rühmte es sehr. Als ich Lerebourgh auf dem Pont-neuf besuchte, so war er damit beschäftigt, ein Objektiv von 6 Zoll Oeffnung zu schleifen. Im Palais roial hat er auch einen Laden optischer Instrumente, dem seine Schwester vorsteht. Die Sachen, die ich hier traf, waren so theuer, als die englischen, aber lange so schön nicht gearbeitet.

Sechs und zwanzigster Brief.

Paris.

Den unglücklichen Moreau habe ich nicht gesehen. Sein Prozeß war eben geendigt, als ich hiehin kam. In der Nacht vom Sonnabend auf den Sonntag wurde ihm das Urtheil vorgelesen, wobei er zuletzt öffentlich erschien. Den folgenden Tag fand man überall, wo das Urtheil angeschlagen war, frohe Menschen stehen; man hatte befürchtet, daß dem wegen seiner Rechtlichkeit und seiner Verdienste so sehr geliebten General das Leben möchte abgesprochen werden.

Auch sein Gefängniß habe ich besucht, den

Tempel, und ihn von aussen besehen, da man nicht hineindarf. Der Portier antwortete mir auf meine Frage mit einer Stimme, die mich an den vormaligen Vandalismus erinnerte: Citoyen! on n'entre pas.

Es wird Ihnen angenehm seyn, wenn ich Ihnen eine Zeichnung von dem Gefängnisse Ludwigs XVI und Moreaus beilege. Es ist eines der ältesten und festesten Gebäude von Frankreich, und wurde ums Jahr 1200 vom Schatzmeister der Tempelherren, Hubert, erbaut. Nach der Zerstörung des Tempelherrnordens unter Clemens V. erhielten die Ritter vom Orden des heiligen Johannes von Jerusalem den Tempel, und machten ihn zu ihrer Residenz. Späterhin wurde er ein Staatsgefängniß, da man nach der Zerstörung der Bastille kein so festes Gebäude mehr hatte. Es liegt im nordöstlichen Theile der Stadt (s. Plan von Paris Nr. 25.), und besteht aus einem großen viereckigen Thurme, welcher von vier kleineren Thürmchen umgeben ist; an der einen Seite sind noch zwei angebaut, wodurch die Zahl der Thürme auf sieben gestiegen ist. „Nehmen Sie sich in

Der Tempel

„Acht, sagte mir ein Landsmann am ersten Tage „meines hiesigen Aufenthalts, daß Sie nicht zu „frei sprechen; man hat hier auch die sieben „Thürme!“

So sehr auch Moreau geliebt und geachtet wird, so gesteht man doch, daß sein Betragen fehlerhaft war. Man glaubt, daß er sich durch seine Frau und seine Schwiegermutter habe bestimmen lassen, von seinem gewöhnlichen geraden, offenen Wege abzuweichen. Was konnte Moreau mit Georges und Pichegru wollen? und was konnte aus einer Sache werden, bei der die Anhänger der Schwächlinge aus dem Hause Bourbon an der Spitze standen? Das kostbareste Leben von Frankreich war in Gefahr, und mit ihm das Reich. Denn so verschieden auch die Urtheile über Bonaparte sind, so ist man doch darin einig, daß er ausser dem Siegen auch das Regieren versteht, und das auf eine Weise, wie vielleicht ausser ihm keiner unter den 30 Millionen, die er beherrscht. Festigkeit, Ordnung und Consequenz sind die Hauptzüge seiner Administration; und bei allen Fehlern, die mancher in ihr sieht, gesteht dann doch jeder,

daß diese Eigenschaften die seltensten, und zugleich die nothwendigsten unter einem so veränderlichen Volke sind, das heute nicht mehr weiß, was es gestern wollte, und das seit zehn Jahren nur an Unordnung gewöhnt war. Ein fester, unbiegsamer und allmächtiger Wille mußte an die Spitze des Staates kommen, wenn die Maschine sich nicht selbst zerstören und aufreiben sollte. Freilich war diese Ordnung keine republikanische; aber es war vielleicht die einzige, die unter diesem veränderlichen Volke möglich war, bei dem alle Begriffe über bürgerliche Verfassung so verworren durch einander liegen, und das jetzt so geneigt ist, die republikanischen Ideen, für die es sich einst so warm erklärte, als lächerliche Philosopheme darzustellen. Ueber 10 Jahre behaupten sie vielleicht wieder das Gegentheil von dem, was sie jetzt als ausgemacht annehmen, und läugnen dann wieder die Nothwendigkeit der hérédité du pouvoir souverain, welche sie jetzt so eifrig behaupten.

Es ist beruhigend zu sehen, wie über diesem veränderlichen, revolutionairen Gewirre des Volks ein hoher, mächtiger Wille steht, vor dessen Ge-

walt sich alles beugt; der durch nichts irre gemacht wird, und der sein Ziel beharrlich und mit Festigkeit Jahre lang verfolgt und nie aus den Augen verliert.

Bequem ist freilich eine solche Regierung nicht, und das ist auch dasjenige, was den Parisern am meisten an ihr mißfällt; aber wenn man einmal im Staate einen Theil seiner Freiheit und seines Wohlbefindens an den Staat geben muß, so ist es erfreulich zu sehen, daß mit dieser großen Summe doch auch große Zwecke erreicht und die Kräfte nicht vergeblich verschleudert werden. Die Conscription ist freilich sehr lästig — aber Bonaparte verrichtet Thaten mit seinen Conscribirten, die es der Mühe lohnen, sich in dieses nothwendige Uebel zu finden. Wenigstens scheint mir dieses sich Finden leichter zu seyn, als wenn ein kleiner Fürst zehn oder zwanzig Regimenter hält und exerciret, mit denen er doch nie etwas ausrichtet.

Bonaparte ist zum Regenten eines großen Reichs geboren — und mehr als Alexander, der zwar eine Monarchie zu erobern, aber nicht zu regieren verstand. Wenn man das so betrachtet,

wie vor ihm alles wild durch einander lief, und den Zweck verfehlte; wie die verworrenen Kräfte an ihrer eigenen Zerstörung arbeiteten, und wie er da aus Aegyptenland kam, und das Bedürfniß nach Ordnung fühlte; wie er die Mittel kannte, zum Zwecke zu kommen; wie er sie Jahre lang mit Festigkeit verfolgte, und dem großen Reiche erst Sicherheit vor seinen äusseren Feinden in der Schlacht von Marengo und im Frieden von Lüneville verschaffte, und wie er dann dem Staate eine neue Verfassung gab; wie er die Partheien ausrottete; wie er die Verwaltung des öffentlichen Schatzes, der Ministerien, der Präfekturen und der Departements ordnete; wie er neue Gesetzbücher entwerfen ließ; wie er neue Straßen baute und neue Quais, und wie er immer sein Reich bereisete, und überall zum Rechten sah, und bald in den Niederlanden, bald in Italien, bald in Deutschland war. Wenn ich dieses so bedenke, dann fällt mir das oft ein, was der Chor in der Braut von Messina von der Königin sagt:

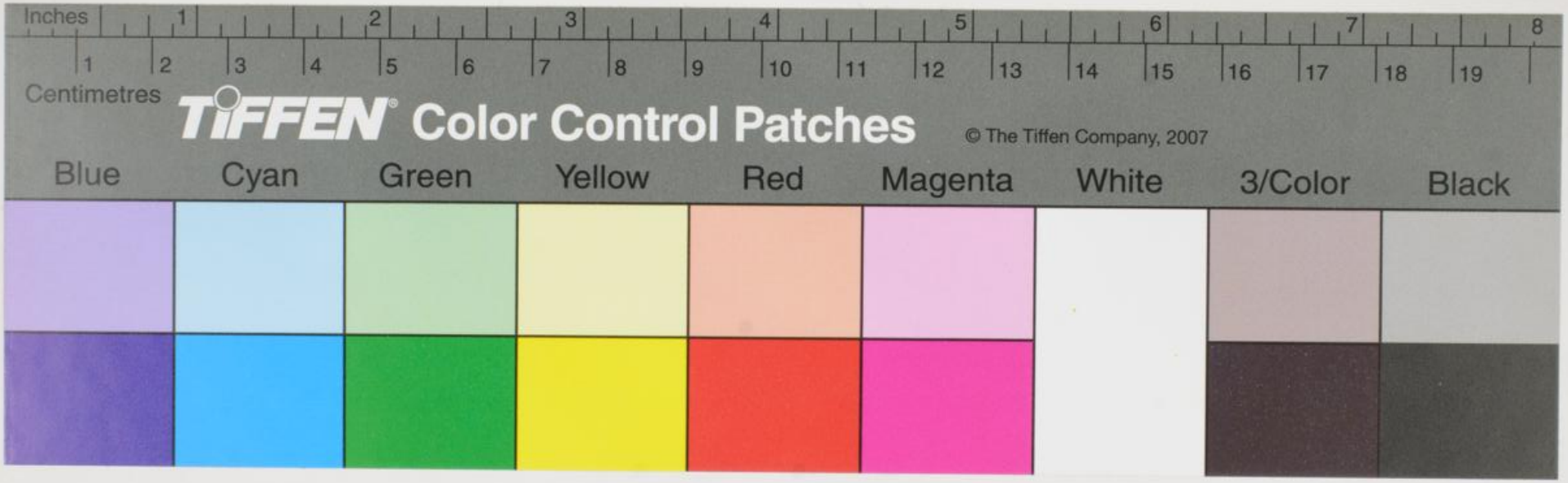
Ja, es ist etwas Großes, ich muß es verehren,
Um einer Herrscherin fürstlichen Sinn;

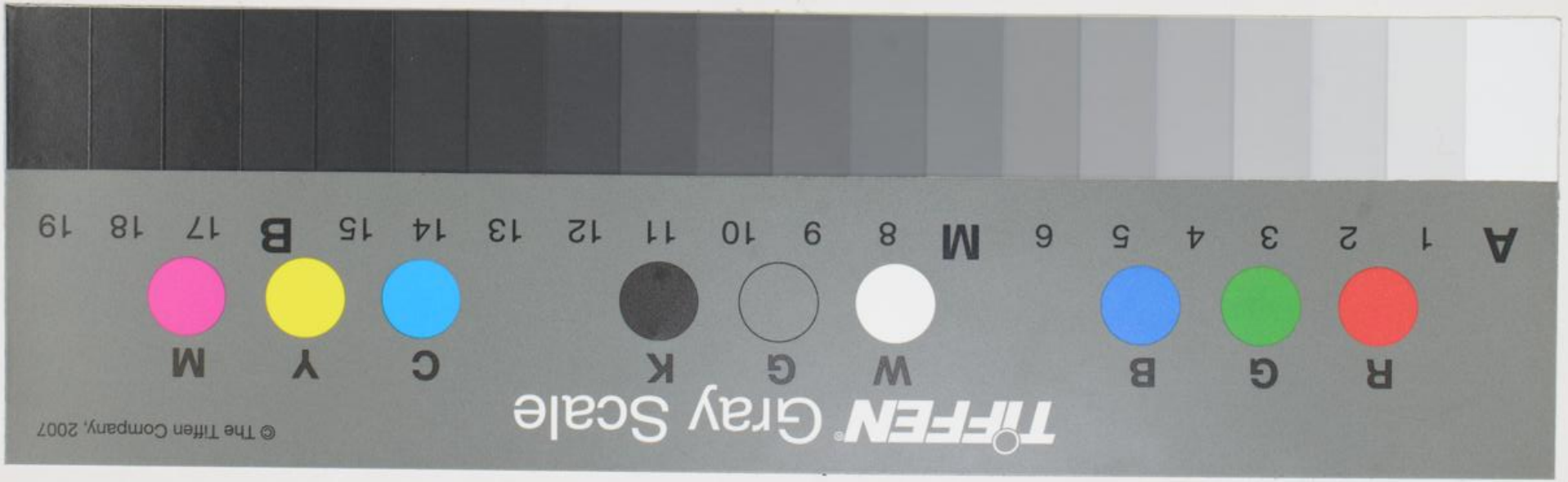
Ueber der Menschen Thun und Verkehren
Blickt sie mit ruhiger Klarheit hin.
Uns aber treibt das verworrene Streben
Blind und sinnlos durch's wüste Leben.

Zum Plan von Paris. Zu S. 120.

1. St. Lazare.
2. Hôpital St. Louis.
3. Caserne.
4. Champs élisées.
5. Place de la concorde.
6. Madelaine.
7. Capucines.
8. Place Vendome.
9. Cid. Jacobins.
10. Jardin des Tuilleries.
11. Les Tuilleries.
12. Le Louvre ou le palais des sciences.
13. Théâtre françois.
14. Palais du Tribunat, cid. palais royal.
15. L'opéra.
16. Bibliothèque nationale.
17. Com. italienne.
18. Place victoire.
19. Poste.
20. Halles au bleds.
21. St. Eustache.
22. Halle.
23. Marche des innocents.
24. St. Martin des champs.
25. Le Temple.
26. Place de greve.
27. Hôtel de la force.
28. Place des fédérés.
29. Céléstins.
30. Grand arsenal.
31. Cid. Bastille.
32. Hôpital des aveugles.
33. Marche St. Martin.
34. Manufacture des glaces.
35. Le tronc.
36. Place Dessaix.
37. Palais de justice.
38. Hôtel Dieu.
39. Notre Dame.
40. Isle St Louis.
41. Isle Louvier.
42. Champ de Mars.
43. Château de grenelle.
44. École militaire.
45. Hôtel des invalides.
46. Palais du corps législatif, cid. palais Bourbon.
47. Incurables.
48. Les monuments françoises, cid. les petits Augustins.
49. Le monois.
50. St. Sulpice.

51. Palais Louxembourg ou palais du Sénat.
52. Sorbonne.
53. Collège de France.
54. Le Panthéon.
55. St. Pélagie.
56. Jardin des plantes.
57. Hôpital de salpetrière.
58. Gobelins.
59. Les sourds et mouets.
60. Vale de grave.
61. L'observatoire.


Inches
1 2 3 4 5 6 7 8
1 2 3 4 5 6 7 8 9 10 11 12 13 14 15 16 17 18 19
Centimetres
TIFFEN Color Control Patches
© The Tiffen Company, 2007
Blue
Cyan
Green
Yellow
Red
Magenta
White
3/Color
Black


A 1 2 3 4 5 6 M 8 9 10 11 12 13 14 15 B 17 18 19
R G B W G K C Y M
TIFFEN Gray Scale
© The Tiffen Company, 2007